Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 118 (1977)

Artikel: Der schwarze Onkel
Autor: Matt, Josef von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1033642

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der schwarze Onkel

Erzählung aus der Innerschweiz von
Josef von Matt

Am Kirchenbazar herrscht Hochbetrieb. Im Lagerschuppen der Holzwarenfabrik stehen Marktstände bunt geschmückt. Aus Glühbirnen-Girlanden fällt rotes, grünes, blaues Licht auf die Kinderkleidchen und Wollsachen, bestickten Kissen und bemalten Kleiderbügel. Sommerlich gekleidete und hübsch frisierte Damen preisen die Arbeiten fleißiger Hände an, die während Winterabenden und Herbsttagen unter kundiger Leitung entstanden sind, um der altehrwürdigen und arg geschwärzten Kirche zu neuem Glanz zu verhelfen. Die Frau des Gemeindepräsidenten entwickelt eine Beredsamkeit, die auch dem knipperigen ausländischen Feriengast ein Nötli aus dem Geldbeutel lockt.

Hinter dem langen Tisch des Flohmarktes steht ein junges Mädchen. Die Locken fallen ihm auf die Schultern herab und im Eifer über das Gesicht. Mit seinem anmächeligen Lächeln und mit witzigen Worten vermag es ein halbblindes Glas oder eine krumme Laterne zur begehrten Rarität aufzupolieren. Halbwüchsige scharen sich vor diesen verblaßten Herrlichkeiten und ältere Männer greifen nach einem Kerzenstock oder einem Kaffeekrug, um die redegewandte und schlagfertige Verkäuferin in ihre Nähe zu locken.

Durch die Menge der Schaulustigen drängt sich eine umfängliche Frau, beidseitig mit dickgefüllten Tragtaschen belastet. Ihre Blicke streifen über die Preisschilder, um zu dem bereits Erstandenen noch weitere Kostbarkeiten günstig zu erhaschen. Männer mit Kindern, die kaum zu zähmen sind, durchstreifen die Budenstadt, gutgelaunt und freigebig. Sie sind das Entzücken der ehrenwerten Damen, die ihnen einen echten venezianischen Seidenschal, oder ein schimmerndes Perlengeschmeide für die liebe Frau verkaufen.

Bratkäs liegt neben Zuckerzeug, Lebkuchen zwischen kunstvoll garnierten Torten. Alles, was das Herz nur begehren kann, was findiger Frauengeist weben, häkeln, stricken, malen und backen kann, ist hier verlockend ausgebreitet, dargeboten von den Händen, die es geschaffen. Auch Geschenke von Auswärtigen, von jenen, die im Dorf aufgewachsen sind und nun ihrer angestammten Kirche mit einem großzügigen Geschenk ihre Beihilfe leisten wollen. Auch sie strömen herbei, um zu bestaunen, was ein einiger Sinn und ein hochgestecktes Ziel zu vollbringen vermag, in nächtlichen Stunden emsiger Arbeit nach mühevollem Tagwerk. Wie das Heimatgefühl die Freigebigkeit der Ausgewanderten weckt, die in fernen Ländern und Kontinenten ihre alte Kirche nicht vergessen haben.

Im Strom der Schaulustigen und Kaufwilligen schritt auch ein junger Mann daher, die Hände in den Hosentaschen, hochaufgerichtet schweiften seine Blicke über die Köpfe hinweg, ein buschiger Schnauz und ein schwarzer Haarschopf, der sich kaum lange von einem Kamm zähmen läßt, eine hohe Stirne über einer markanten Nase, dunkle Augen unter kräftigen Brauen, breitschulterig und selbstbewußt, bot er ein Bild von Kraft und Mut. Zum zweiten Mal schon kam er zu dem Verkaufsstand, auf dem gebrannte und glasierte Tonwaren in buntem Gemisch dargeboten wurden. Er hörte nicht auf die Worte der Verkäuferin, griff einige Stücke heraus, besah sich die Preisanschriften und ging wieder ohne zu kaufen weiter.

Später blieb er in der Nähe beim Bücherstand stehen, wählte ein Buch, setzte sich damit auf einen Hocker in die Ecke und begann zu lesen. Scheinbar fesselte ihn das Buch nicht besonders. Er blickte immer wieder von den Seiten auf und schaute zu den Leuten hinüber, die Keramik auswählten. Von seinem Sitz aus konnte er gut verfolgen, was dort gekauft wurde. Die Buchhändlerin hätte ihn gerne vertrieben, weil er nicht wie ein interessierter Käufer aussah und ihren Stuhl mit Beschlag belegte,

auf dem sie dann und wann ihre müden Füße entlasten konnte. Sie wagte aber nicht, ihn zum Aufstehen aufzufordern, weil er noch nicht ein einziges Wort gesprochen hatte und bekümmert und finster umherschaute.

Er sah nicht übel aus, dieser Bursche mit den groben Händen, die wie vertraut mit dem Buch und sorgfältig die Seiten wendend umging. Da einige Kinder kamen und mit Begeisterung in den Büchern wühlten, vergaß sie ihre schmerzenden Beine und den unaufmerksamen Leser, bis er plötzlich aufstand und mit dem Buch in der Hand zum Keramikstand hinüber ging.

Dort stand ein Trachtenmädchen, hielt voll Bewunderung eine große Blumenvase in der Hand, drehte und wendete sie nach allen Seiten, besah sich das kunstvoll verschlungene Blumenbild, das in zarten Farben rings um die Vase verlief und strich zärtlich mit der Hand über die bunte Glätte. Da sie bei dieser genauen Musterung auch den angeschriebenen Preis entdeckte, erlosch die Freude in ihrem Blick. Erschrokken stellte sie die Vase zurück und ging eilig davon.

Lange schaute der junge Mann dem Mädchen nach und kam mit versonnener Miene mit dem Buch in der Hand wieder auf seinen Beobachtungsort zurück, fand aber den Hocker besetzt. «Wollen Sie das Buch kaufen?» fragte ihn die Tochter. «Ach, entschuldigen Sie. Ich habe es aus Versehen mitgenommen», sagte er und legte es auf den Tisch zurück. «Gefällt es Ihnen nicht?» bohrte sie weiter. «Das schon, aber im Augenblick interessiert mich mehr, was dort drüben gekauft wird», gab er verlegen zurück. Neugierig geworden und weil eben nicht viele Leute herzu kamen, meinte sie: «Ich habe wohl gemerkt, daß Sie auf der Lauer liegen wie ein Jäger. Vielleicht sind Sie auch Jäger! Würde nicht schlecht zu Ihnen passen, nach Ihrem Aussehen.» «Danke für das Kompliment», nickte er ihr zu, «Sie sind sehr freundlich. Ich habe Ihnen ohne zu Wissen die längste Zeit den Stuhl weggenommen. Sie haben nicht reklamiert und sind doch wohl schon viele Stunden dagestanden.»

Die wohlerzogene Tochter erhob sich von ihrem Sitz und sagte höflich: «Bitte, nehmen Sie Platz. Ich stelle ihn Ihnen gerne zur Verfügung unter der Bedingung, daß Sie mir verraten, warum Sie ständig dort hinüberstarren.» «Das ist eigentlich ein Geheimnis», begann er zögernd, «aber weil Sie so liebenswürdig sind, will ich es Ihnen verraten. Ich gehe in die Berner Töpferschule. Und die Blumenvase dort drüben ist bis jetzt mein bestes Stück. Meine Mut-

Die redegewandte Verkäuferin lockt viele Leute an.

ter hat sie mir abgeluchst. Sie wissen ja, wie geschickt die Mütter solches unternehmen. Sie stammt nämlich hier aus dem Dorf und wollte auch ihren Beitrag leisten. Und weil sie nicht immer gut bei Kasse ist, hat sie mir diese Vase abgebettelt und hierher gesandt. Ich habe gesehen, daß sie sehr hoch bewertet ist.»

«Auch mir hat sie sehr gut gefallen», unterbrach sie ihn, «seit Eröffnung des Bazars habe ich daran gedacht, sie zu kaufen. Nur habe ich mir gedacht, wenn sie bis gegen Schluß niemand kauft, dann wird sie vielleicht im Preis herabgesetzt und dann packe ich sie schnell.» «Ich habe sie nicht gern gegeben. Vielleicht gelingt mir nie mehr ein derart ausgewogenes Stück. Darum möchte ich wissen, wer sie heimholt», sagte er und blieb weiterhin auf Auslug.

Derweil strömten Leute herzu, durchstöberten, betrachteten und kauften Bücher. Das Fräulein wurde vom Gespräch abgelenkt. Tatsächlich, mit der Ausdauer eines Jägers, blieb der junge Mann auf seinem Posten und sah, wie das Trachtenmädchen zurückkam, strammen Schrittes auf den Keramikstand zusteuerte, nochmals die Vase eingehend und liebevoll betrachtete, dann nach einem Griff in die Tasche einige Noten auf den Tisch blätterte, die Vase in einem Plastikbeutel verschwinden ließ und davon eilte. Ohne sich von der netten Buchhändlerin höflich zu verabschieden, sprang der geduldige Jäger auf und wollte ihr nachrennen. Aber im dichten Gewühl blieb er stecken und verlor den blonden Kopf aus den Augen.

Eine Abstimmung ohne gesetzliche Grundlage.

Auf dem Platz vor der Festhalle, zwischen Bierhütte und Kaffeebude, vor dem Schießstand und dem Bäckerladen tummelten sich die Leute dichtgedrängt. Düfte aller Arten schwebten herzu und erinnerten den vergeblich suchenden jungen Mann daran, daß sein Magen knurrte und er schon bald den Zug nach Bern besteigen mußte. Nur schnell noch eine Bratwurst oder eine chüstige Lage Bratkäs auf einer Brotscheibe, dann wollte er sich von den gutgelaunten und fröhlich singenden Leuten trennen und wegfahren.

Den tropfenden Käs in der Hand sah er das blonde Trachtenmädchen nahe vorbeigehen, umringt von Männern in bestickten Blusen, Tellerhüte auf dem Kopf, festfreudig gestimmt. Sie gingen gemessenen Schrittes auf das weitoffene Tor der Festhalle zu.

Mit großen Buchstaben und blumenumkränzt lockte ein Plakat zum Besuch der abendlichen Aufführung von Trachtenchor, Jodlergruppen, Marsch- und Tanzmusik. Von einem Sockel herab rief ein bärtiger Mann, den federgeschmückten Zweispitz auf dem Kopf: «Hereinspaziert, meine Damen und Herren mit Schwung in das Vergnügen! Bitte nachrücken, wer noch einen Platz ergattern will! In wenigen Minuten ist das letzte Plätzchen besetzt! Stehplatz mit Blindsicht zum halben Preis! Bitte Vortritt für die Damen!» Schon drangen lustige Töne eines lüpfigen Ländlers aus dem mächtigen Zelt. Der eben noch Reisebereite ließ sich von der Menge mitziehen, in die Schlange vor der Kasse drängen und sah sich bald inmitten erwartungsvoller Festgäste unweit der Bühne neben einem leicht angesäuselten Herrn, der ihm ein Glas mit rotem Wein füllte und augenzwinkernd zuprostete.

Nach der Begrüßung durch den Präsidenten des Organisationskomitees und nach einigen vorzüglichen Darbietungen stieg die Stimmung mächtig. Die Musik aus den Lautsprechern überdeckte jedes Gespräch. Mann und Frau mußten sich anschreien, um die Worte zu verstehen. Immer mehr hemdärmlige Männer streckten ihre rötlichen Gesichter aus offenen Hemdkragen und löschten ergiebig ihren zunehmenden Durst, bis plötzlich die Lichter verlöschten und der Vorhang feierlich geschlossen wurde. Nur noch ein gedämpftes, spannungsgeladenes Gemurmel war zu hören. Dann trat der Kirchmeier höchst persönlich ins grell aufleuchtende Scheinwerferlicht und ans Mikrophon und sprach: «Großes ist geleistet worden in den vergangenen Tagen, Wochen und Monaten! Reich

ist die Ernte! Dank sei Euch allen, herzlicher, großherzlicher Dank! Aber noch ist die Summe nicht erreicht, die das prächtige Werk der Renovation erheischt. Ich stehe heute gezwungenermaßen vor euch, um über eine neue Kirchensteuer abzustimmen.» Protestierendes Gemurmel und Zurufe wurden laut. Von allen Seiten wurde Ruhe verlangt. Der Kirchmeier schaute mit grimmigem Blick über die Köpfe hin, bis wieder Stille herrschte, dann fuhr er fort: «Diese neue Kirchensteuer soll kurzfristig sein, soll sich auf den heutigen Abend beschränken und einen währschaften Betrag erbringen. Wir haben die Feuerwehr in Zivil, den Samariterverein, die Pfadfinder, den Kirchenchor, die Bogenschützen, die patentierten Jäger und die Wilderer heimlich aufgeboten und sie hier unter das Publikum verstreut und sie zu strenger Meldepflicht eingeschworen. Wer nach Bekanntgabe des Abstimmungsresultates dem Mehrheitsbeschluß nicht Folge leistet, wird zu sofortiger Bezahlung von zwei Franken in barer Münze verknurrt. Ich stelle den Antrag, daß von jetzt an, jeder und jede einander mit 'Du' anreden. Wer also dem hier anwesenden Landammann oder seiner Schwiegermutter 'Sie' sagt, büßt dieses Vergehen augenblicklich mit einem Zweifränkler. Ich schreite zur Abstimmung: Wer meinem Antrag zustimmt, soll die Hand erheben!»

Wie an der Landsgemeinde flogen die Hände in die Höhe mit Jauchzen und Geizen. Ein Gegenmehr war nicht mehr nötig. Mit dem Hut in der Hand ging der Kirchmeier von Tisch zu Tisch, um den Tribut der Fehlbaren einzusammeln. Am ergiebigsten war der Ertrag am Tisch, wo der Pfarrer von ehrenwerten Komiteedamen umringt saß und immer wieder nach dem Geldbeutel gegriffen werden mußte.

Foto C. Blättler

Zwei wo gued zunenand luegid.

Der junge Mann mit dem buschigen Schnauz hatte keinerlei Schwierigkeiten. Er wurde von seinem Tischnachbar ohnehin geduzt, und mit dem hübschen Mädchen gegenüber sprach er vergnüglich in dieser vertraulichen Art.

Nun trat der Trachtenchor auf die Bühne und schon sein erster Blick fiel auf das blonde Mädchen, das seine Blumenvase gekauft hatte. Keck stand es in der ersten Reihe, den Kopf ein wenig auf die Seite geneigt, kübsch anzusehen in der schillernden und glitzernden Tracht. So sehr sich der entzückte Lauscher auch bemühte, gelang es ihm nicht, aus dem kräftigen Chor des Mädchens Stimme herauszuhören, auch nicht im nächsten und übernächsten Lied und nicht im hellen Jodel. — Immer drängender erwachte in ihm der Wunsch, mit diesem Mädchen zu reden, immer heftiger ersehnte er den Schluß des Programms und den Beginn des Tanzes. Aber auch dann noch mußte er sich lange gedulden, bis er sie auf den Tanzplatz führen konnte. Die letzte Verbindung mit seinem Zug nach Bern war längst verpaßt und auch vergessen, da er das Mädchen zum ersten Schwung in den Armen hielt. Zutraulich schmiegte es sich an den guten Tänzer und leicht wie

eine Feder schwebte es glücklich im Takt der heimeligen Melodien.

«Ich habe Sie heute in der Budenstadt gesehen bei den Töpferwaren ...» «Halt», unterbrach es ihn, «zwei Franken in die Kirchenkasse», und schon wollte es ihm aus den Armen gleiten. Er aber drückte das Mädchen nur fester an sich und dieser Kraft konnte es nicht entfliehen. «Wie heißest du», fragte er und bekam flink zur Antwort: «Christine. Und du?» «Gotthard», sagte er, «meine Mutter ist hier aufgewachsen. Sie hat mir gesagt, ich soll hierher an den Bazar kommen und jetzt bin ich froh. Schön ist es, mit dir zu tanzen.» «Ich habe dich noch nie gesehen», sagte Christine, «und doch redest du gar in unserer Sprache. Ich weiß so ungefähr, wo du herkommst, von ennet dem Wald. Stimmts?» «Genau getroffen, du hast ein gutes Ohr», stimmte er ihr zu, «aber jetzt bin ich für kurze Zeit in Bern an der Töpferschule.» Mit einem hellen Lachen begann sie wieder: «So ein Mann und will mir einreden, er gehe noch in die Schule. Paßt gut zu dir dein Name, Gotthard, bist ja wie ein Fels. Aber tanzen kannst du gut. Man vergißt die Püffe der andern in deinen Armen, keine Gefahr umzufallen.» «Soll einer wagen, dich zu stossen, dem zerbreche ich alle Rippen links und rechts», tat er groß. «Ei, ei», neckte Christine, «so böses Blut, kann man sich kaum ausdenken, wenn du so sanft der Musik nachgibst. Wo hast du tanzen gelernt, in der Töpferschule?» «Nein, daheim, meine Mutter ist mit mir in der Stube herumgehopst und meine jüngere Schwester, die Brigitt, hat einen Tanzkurs besucht und mir jedesmal noch am gleichen Abend die neuen Sprünge beigebracht, ein lustiges Mädchen, solltest du kennen lernen», flüsterte er ihr ins Ohr. «Eine lernfreudige Familie, wie mir scheint», höhnte sie und fragte dann: «Wie lange willst du noch in die Schule gehen?» «Vielleicht zwei oder drei Monate, bis ich der Sache richtig auf der Spur bin», meinte er, «dann gehe ich wieder zurück zu meinem Meister.» Just in dem Augenblick beendete die Musikkapelle mit einem Tousch den Tanz und schon drängte sich einer der Jodler herzu und fragte um den nächsten. Und darnach gelang es Gotthard nicht mehr, an Christine heranzukommen.

Aber die Nacht war noch lange nicht vorbei. Ein eigenartiges Geschick sollte das Mädchen nochmals in Gotthards Arme legen.

Die Straßenteufel.

Immer wieder bewahrheitet sich das Dichterwort, «Es kann der Beste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.» Längst waren Christines Eltern, der angesehene Herr Landrat und seine stille Frau aus dem fröhlichen Trubel verschwunden, hatten sich die Festbesucher zu kleinen Gruppen zusammengesetzt zu einem Rippli mit Bohnen oder einer heissen Wurst, doch immer stieg wieder ein kräftiger Jodel in die Luft oder begann ein Mädchen ein frohes Lied zu singen und fand Untersttützung bei heiseren Stimmen.

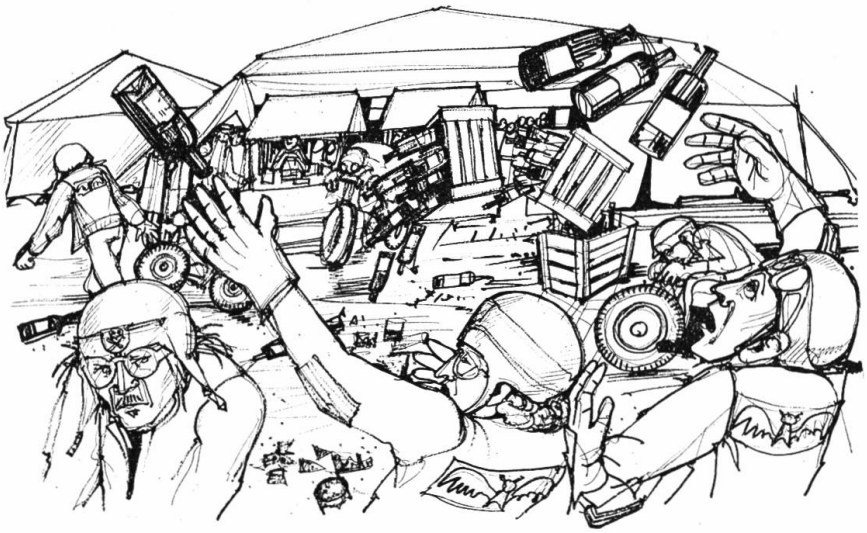
Christine suchte allüberall ihren Bruder, der sie im Auto heimfahren sollte, schritt über den Platz, der hell beleuchtet, aber mit Harassen und Behältern überstellt war, da ein fürchterliches Getöse daherbrauste, die Straßenteufel. Motorradfahrer in schwarzen Lederjacken um die Ecke bogen, gelbbemalte Helme auf dem Kopf, mit blendenden Scheinwerfern daherrasten auf dröhnenden Motoren. Nicht alle vermochten den Lauf ihrer Maschinen rechtzeitig abzustoppen. Der eine kreiselte um die Kisten herum, der andere streifte eine Reihe aufgeschichteter Harassen mit leeren Flaschen und stieß sie um. Das Geschepper des zerbrochenen Glases vermischte sich mit dem Motorenlärm. Zwei Mädchen, ebenfalls in Helm und Lederzeug sprangen von den Soziussitzen und liefen davon, weil schon Flaschen durch die Luft flogen und an den Mauern zerschellten.

Die Straßenteufel begannen die Stände zu demolieren, wähnten sich unter dem Schutz ihrer Helme sicher und setzten ihr Zerstörungswerk fort. Niemand hatte gesehen, daß Christine zu Boden sank. Nur Gotthard, der ihr nachgeschlichen war und sie nicht aus den Augen verloren hatte,

sprang zu ihr und sah, wie sie das Blut aus dem Gesicht strich und liegen blieb. Er hob sie auf und trug sie zum Samariterposten, sah, wie das Blut über die Wange rann und bis in die feine Stickerei ihrer Tracht drang. Eine unbändige Wut stieg in ihm hoch. Sobald er das Mädchen unter pflegenden und kundigen Händen wußte, eilte er hinaus, sah, wie die Radaubrüder den Platz räumten und ihre Maschinen besteigen wollten. Blitzschnell erfaßte er einen im Nacken, riß ihn mit samt seiner Maschine um und schleppte ihn über den Platz, stellte ihn an die Wand, versetzte ihm einen gewaltigen Faustschlag auf den Magen und schrie: «Helm ab. Ich will sehen, wer du bist!»

Unterdessen hatten die andern Schwarzlackierten bemerkt, daß ein Kamerad zurückgeblieben war. Sie kehrten zurück und konnten eben sehen, wie Gotthard der jämmerlichen Gestalt, die mit beiden Händen den Bauch hielt, den Helm vom Kopf riß und von links und rechts eine saftige Ohrfeige versetzte. Der verstrubbelte Kopf flog zuerst auf die eine, dann auf die andere Seite, blieb wackelnd vornübergebeugt hängen. Gotthard schaute nicht auf die behelmten Kameraden, die sich drohend zusammenrotteten. Er schrie sein Opfer an: «Und jetzt komm mit mir zur Polizei. Wenn du nur einen Mux machst, kannst du noch eine Faust auf die Nase und eine unters Kinn haben, du Lotterbub.» Unsanft schupfte er ihn vor sich her zum Polizeiposten.

Das Gedröhn und der Krach auf dem Platz hatten die späten Gäste aus dem Zelt gelockt. Wie eine Mauer standen die Männer vor den Straßenteufeln, die nicht wagten, gegen eine solche Übermacht anzutreten. Die Maschine des Abgeführten lag noch auf dem Platz. Treibstoff sickerte auf den Boden. Der schwarze Fleck wurde immer größer. Langsam wendeten die Behelmten ihre Motorräder und zogen sich zurück. Dicht hinter ihnen folgten die Männer aus der Festhütte und konnten sich nur mühsam beherrschen, nicht dreinzuschlagen.



Das Geschepper des Glases vermischte sich mit dem Lärm der Motoren.

Während die Frauen sich empörten und schimpften, alle nur erdenklichen Strafen für die Bösewichte vom Himmel herabwünschten, kam Gotthard mit seinem Gefangenen wieder über den Platz. Diesmal hielt er ihn an den Haaren, führte ihn zum Sanitätsposten, wo er Christine mit einem Verband über die Stirne auf dem Sessel sitzen sah und sagte: «Christine, ich habe genau gesehen, wie er die Flasche geworfen hat, die dich traf. Die Polizei hat seine Personalien und Unterschrift. Er muß für jeden Schaden aufkommen, sonst wandert die ganze Bande ins Loch. Ich zeige ihn

dir, damit du diese jämmerliche Figur wiedererkennst, wenn er je wagen sollte, hier in der Gegend nochmals aufzutauchen.» Und zum Raufbruder gewandt: «Jetzt kannst du draussen deine Maschine zusammenkratzen und abhauen. Wenn dir das Leben lieb ist, dann verduftest du für ewige Zeiten, du Halodri!»

Mit ihm verschwand auch Gotthard aus dem Blickfeld des verletzten Mädchens. Niemand konnte später Auskunft geben, wohin er gegangen war, nachdem der Strassenteufel ächzend die Maschine aufgerichtet und auf die Strasse geschoben hatte.

Da ist ein Messer in den Stoff gefahren.

Noch in der selben Nacht, am frühen Morgen, sah der Sieger über die Straßenteufel nicht mehr so kühn und heldenhaft aus. Er saß daheim in der Küche seiner Mutter gegenüber, ein tadellos sauberes Hemd mit Kravatte und dazu Vaters verdreckte Überhosen bedeckten seine kräftige Gestalt. Ungeduldig trampelten seine nackten Füße unter dem Tisch, während er die Mutter beschwor, doch endlich mit dem Flicken aufzuhören. «Nichts da», sagte sie, «du gehst mir nicht mit diesem Loch in den Hosen fort!» «Aber Mutter», wehrte er sich, «was macht das heutigentags schon aus. Komm einmal mit nach Bern, dann siehst du was für Hosen auf den Bänken im Zug herumrutschen, verfranste, verflickte, ausgebleichte Röhren, kein Mensch achtet darauf.»

«Und wenn die andern in Lumpen herumlaufen, mein Sohn hat anständige Kleider zu tragen. Du bist ein solider, guter Handwerksmann, hast deinen flotten Gesellenbrief in der Tasche, sollst dich auch entsprechend kleiden. Überhaupt der Riß in deinen Hosen, du kannst mir erzählen was du willst, da ist ein Messer in den Stoff gefahren. Ich bin doch nicht blind.» «Ach Mutter», entgegnete Gotthard, «so genau kann ich das nicht mehr sagen, ein Messer, ein Nagel, eine scharfe Kante am Motorrad, alles ging so schnell vor sich. Ich habe gar nicht bemerkt, daß meine Hosen auch noch einen Teil abbekommen haben. Wenn du nicht auf mich gewartet hättest im hellen Licht, wäre ich ohne eine Ahnung davon in den Zug gestiegen.»

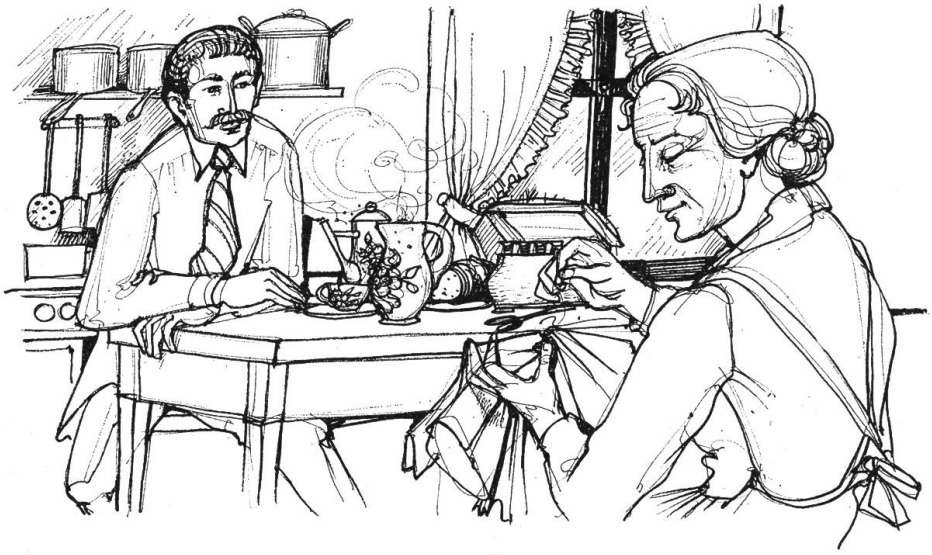
«Wie nachts dein Vater, Gotthard», fuhr die Mutter fort, «wenn er von der Arbeit kommt, vom Bau, müde ist und hungrig und er nach dem Nachtessen noch in die Männerchorprobe will, ein sauberes Hemd, Bügelfalten schnurgrad und die Schuhe müssen glänzen, sonst geht er nicht aus dem Haus. Diese neuen Moden, Herrensöhne wie Landstreicher und Fecker, gelten für unsere Familie nicht. Dein Vater ist Maurer, seine Arbeit wird geschätzt und gerühmt, sein Meister gibt ihm die kniffigsten und schwierigsten Aufgaben. Meinst du, wenn er tagsüber erstklassige Arbeit leistet, will er abends wie ein Halunke durchs Dorf laufen. Und seine Kinder sollen dies auch tun, dafür sorge ich!» So flink wie die Worte über ihre Lippen kamen, so hurtig hantierte sie mit der Nadel ohne aufzuschauen.

Solche Mahnungen und Reden kannte Gotthard seit seiner frühesten Jugend. Gespannt verfolgte er die Bewegungen ihrer Finger und wie sie geschickt den zerrissenen Stoff zusammenfügte. Um weiteren Zusprüchen zuvorzukommen sagte er, «Mutter, gestern habe ich ein Mädchen getroffen, das möchte ich dir gerne zeigen, schlank und biegsam, die blonden Haare sind kaum zu zähmen, Augen, blau wie ein Bergsee und ein Blick, ehrlich und offen gradaus und voll Güte und immer ein Lächeln auf den Lippen. Und ich sage dir, tanzen kann sie, du spürst nur noch den Rhythmus der Musik, das Schweben und Schwingen.»

Da die Mutter schweigend zuhörte und Gotthard seine Begeisterung nicht mehr zähmen konnte, fuhr er fort mit Rühmen und Loben: «Sie heißt Christine und kommt von der Jagrüti. Ihr Vater hat ein prächtiges Bergheimen und ist Ratsherr oder im Gericht. Wenn sie lacht, das klingt wie ein Glockenspiel. Sie hat im Trachtenchor gesungen und wenn sie keck ins Publikum schaute, das war so hübsch, wie ein Gemälde im Rathaus.»

Die Mutter blickte nur selten von ihrer Arbeit auf, sah aber das Leuchten in den Augen ihres Sohnes und wie seine Wangen glühten. Sie hätte wohl gerne zu ihm gesagt, das Lächeln und das Tanzen, den kekken Blick und die biegsame Gestalt hast du gesehen, aber auf die Hände hast du nicht geachtet, ob sie arbeiten können oder nur streicheln, zupacken können oder lieber müßig im Schoß liegen. Aber sie wollte ihm seine Freude nicht verderben. Solch ein Feuer hatte sie schon oft auflodern gesehen, die Unruhe in seinem Herzen miterlebt, die ihn jeden Sonntag irgendwo hintrieb und dann in einem Katzenjammer endete. Und wie er sich dann wieder in seine Arbeit stürzte und vorankommen wollte, wieder in eine Schule zu weiterer Ausbildung fortreiste und nie mehr davon sprach.

Jetzt im Augenblick war nur notwendig, daß seine Hosen ein einigermaßen schickliches Aussehen bekamen, und er noch seinen Zug nach Bern erreichen konnte. Sie reichte sie ihm über den Tisch und sagte: «Zieh dich jetzt an, ich will schauen, ob ich dich so gehen lassen kann.» Vaters Überhosen flogen in die Ecke. Er schlüpfte in die geflickten. Kritisch betrachtete die Mutter die gefährliche Stelle, schob ihren Sohn ins bessere Licht, zupfte ihm noch die Kravatte zurecht, fuhr ihm mit der Hand zart über die Wange, zeichnete ihm ein Kreuz auf die Stirne und sagte: «Also geh jetzt, und der Schutzengel mit dir, mach uns Freude und gibt uns Bericht.» Gotthard besah die Glätte der Naht und sagte: «Mutter, du bist ein Goldschatz und eine Künstlerin. Jetzt aber husch ins Bett, wenn du noch eine Stunde schlafen kannst, und tausend Mal Dank!» Leise ging er hinaus, um den Vater nicht zu wecken, und dann eiligen Schrittes den kleinen Hügel hinab, der Straße und dem Bahnhof zu. Nochmals wandte er den Blick zurück, hinauf zu dem schmucken, kleinen Hügelhaus, das sich sein Vater meist nach Feierabend und an freien Tagen selbst gebaut hatte.



«Den kecken Blick und die biegsame Gestalt hast du gesehen, aber nicht auf die Hände geachtet, ob sie arbeiten können oder nur streicheln.»

So viel Anmut und Liebreiz ist zu gefährlich.

Das war eine schöne Zeit gewesen, all die vielen Monate, da der Vater die Mauern aufgerichtet, mit dem Zimmermann gewerkt, den Schreinern und den Installateuren geholfen hatte, die Mutter auch mit Hand angelegt hatte, zusammen mit den Buben, dem Peter, der nun auch ein tüchtiger junger Maurer geworden war, der Brigitt, flink und voller Spässe. Nur der Jüng-

ste, der Stani, war noch zu nichts zu gebrauchen, aber auch immer auf dem Platz. Und dann die Zeit nach dem bösen Winter, da der Garten angelegt, die zierlichen Sträucher und Bäumchen eingesetzt wurden. Der Einzug, zwei Jahre nach dem Landkauf, der in Vaters schwarze Ruibelhaare die ersten grauen Strähnen eingeflochten hatte. Eine Zeit des Hangen und Banges, des mühsam Verhandelns und ungeduldig Wartens, bis Vater Verekund endlich mit dem Verkäufer auf das Grundbuchamt gehen konnte, um verbrieft und auf alle Zeiten sicher das Stück Land auf der Kuppe in seinen Besitz nehmen konnte. Den mächtigen Ahornbaum, der den Hügel krönte, ließ er stehen als Windschutz und weil er dem Haus wohl anstand. Wenn heute der Sturm die Krone zerzaust, die Aeste bis nahe auf das Dach hinunterdrückt, dann rauscht es im Haus, stöhnt und knackt, heult und singt es. Mutter Marianne geht dann ohne Furcht durch die Zimmer, um die Läden zu schließen. Sie weiß, ihr Mann hat sicher und solid gebaut. Unter diesem Dach ist sie wohl geborgen, mögen die Stürme noch so grausig wüten. In diesen Mauern ist ihr Glück eingebettet und auch Gottes Schutz anheimgestellt. Was Menschenhand vermag, wurde geleistet, das Übermenschliche bleibt dem Allmächtigen anempfohlen.

Am Morgen, da Gotthard mit den geflickten Hosen auf den Zug eilte, blieb Mutter Marianne nicht mehr viel Zeit zum Schlafen. Onkel Jakob, ihres Mannes älterer Bruder hatte sich angemeldet. Er war als junger Kaminfeger in die Stadt gezogen, hatte dort ein Geschäft mit etlichen Gesellen übernommen und seither mit Liegenschaftshandel ein ansehnliches Vermögen erworben. Seit das Hügelhaus stand, war er immer zur festgesetzten Zeit mit seinem Firmawagen angebraust gekommen und hatte eigenhändig die Öfen und die Kamine gereinigt. Er ließ es sich nicht nehmen, seinem Bruder diesen Dienst zu leisten und darüber zu wachen, daß das Feuer in diesem Haus keinen Schaden anrichten konnte.

Natürlich auf städtische und höchst moderne Art wurde der Ruß entfernt, mit geeigneten Instrumenten und Staubsaugern, was aber auch nicht vermeiden konnte, daß der Onkel Kaminfeger schwarz im Gesicht und mit russigen Händen vor den Buben stand, die von der Schule zurückkamen. Sie nannten ihn den schwarzen Onkel, weil jedes ihn zuerst nur so zu Gesicht bekam. Aus seinem verbrämten Gesicht stach das Weiß seiner Augen furchterwekkend hervor, wenn er am Tisch saß und von seinen Gesellen, von den vornehmen Leuten in der Stadt und seinen Reisen erzählte. Allmählich, wenn die Spannung in seinen Berichten die Oberhand gewann, verflüchtigte sich die Furcht aus den Herzen der Kinder und sie gewahrten, daß man diesen schwarzen Onkel auch gern haben könnte, ihn bis zum Abend und länger um sich haben möchte. Besonders dann, wenn er sein Arbeitskleid in den Kombiwagen geworfen, sein Gesicht gewaschen, sein hellbraunes Hemd angezogen und wie ein feiner Herr am Tisch saß.

Anstatt eine Rechnung auszuschreiben, einen zünftigen Taglohn für seine tadellose Arbeit zu fordern, holte er aus seinen Taschen Schokolade und Spielzeug für die Kinder, überreichte seiner Schwägerin eine Schachtel Konfekt und gab dem Ältesten, dem Gotthard, einen Fünfliber, weil er sein Götti war. Blitzblank glänzte dieses Silberstück in seinen Händen und wurde immer mit einer ernsten Mahnung überreicht.

Freilich, an diesem Morgen, das mit einem kräftigen Frühstück begann, war von Furcht keine Spur mehr vorhanden. Der Jüngste war nun bereits Sekundarschüler, kam als letzter und mit verschlafenem Gesicht in die Küche, aß stehend und klemmte seine Schulmappe mit Schwung unter den Arm. «Tschau, schwarzer Onkel», rief er von der Türe aus und sprang übermütig den Weg hinab.

Ihm folgten später die beiden Maurer, Vater und Sohn, und Brigitt, die ihr letztes Jahr der Lehre auf der Bank absolvierte. Dann saß Frau Marianne mit dem Schwager noch allein am Tisch. Onkel Jakob genoß ein Plauderstündchen mit ihr, trotzdem er wußte, daß sie das Gespräch immer mit der gleichen Frage beginnen

würde. In seines Bruders Haus gefiel es ihm. Mit kundigem Blick achtete er auf jeden Schaden, den das Wetter angerichtet hatte und auch das Dach inspizierte er gründlich, aber Eile kannte er nicht dabei. Frau Marianne hatte auch die beste Konfitüre für ihn aus dem Keller geholt und lud ihn nochmals ein, doch kräftig zuzugreifen. Dann stellte sie die Frage: «Und von deiner Frau hast du immer noch keinen Bericht?» «Nicht ein Wort», gab er Bescheid und seine Miene verfinsterte sich, «auch nicht von meinem Sohn. Ich weiß nicht, wo ich noch vorsprechen, was ich noch unternehmen könnte. Die schweizerische Behörde hat den Fall ad acta gelegt. Im Südtirol bin ich von Amt zu Amt gelaufen, habe in allen Büro vorgesprochen, stundenlang und halbe Tage lang gewartet, um Bescheid zu erhalten, meine Angaben genügen ihnen nicht. Mein Rechtsanwalt hat seine Beziehungen spielen lassen, ist selbst hingereist und hat nirgends eine Spur gefunden. Nun weiß ich wirklich nicht, wo ich noch anklopfen könnte!»

Frau Marianne vermochte nicht länger in das bekümmerte Gesichts Jakobs zu schauen. Sie senkte ihren Blick und sagte erbost: «Das Luder!» Aber sogleich wehrte er ab: «Nein, ein Luder ist sie nicht, sonst hätte sie den einjährigen Bub nicht mitgenommen. Sie war ein lieber, lustiger Mensch, hat nur die schöne Seite des Lebens sehen wollen. Die zwei Jahre mit ihr zusammen, es war die herrlichste Zeit meines Lebens. Damals kam ich ja noch jeden Abend verrußt, und dreckig nach Hause, war zu faul, noch mit ihr irgendwo hinzugehen, mich flott zu machen und hatte auch das Geld nicht dazu. Heute könnte ich ihr ein bes-

Der Wichelsee fügt sich prächtig in die Landschaft ein.

seres und kurzweiligeres Leben bieten, aber eben ... Gehen wir an die Arbeit, sie ist immer noch die beste Ablenkung von trüben Gedanken und die beste Medizin gegen das Wehleid.» Mit diesen Worten erhob er sich mit einem Ruck, holte seine Arbeitskleider und das Werkzeug.

Während er im Haus herumrumorte und dann auf das Dach stieg, schweiften Frau Mariannes Gedanken in die früheren Jahre zurück bis zu dem Tag, da Onkel Jakob mit einem munteren Fräulein dahergekommen war, das wie ein Schmetterling über die Wiese daherschwebte mit einem Kleidchen angetan mit roten und gelben großen Blumen, Pufferärmelchen und Seidenbändchen. Im Tanzschritt kam es neben ihm her, hübsch anzuschauen, frohes Lachen im Gesicht und den Kopf voll Übermut. Frau Marianne verglich dieses liebliche Bild mit dem, was Gotthard heute in der Nacht von seiner Christine geschwärmt hatte. So viel Anmut und Liebreiz ist zu gefährlich für einen einfachen Mann und auch für einen reichen nicht immer gut, dachte sie. Onkel Jakob war damals nahe an die vierzig, bis über beide Ohren verliebt, wie ein Student. Und sie, sein Bräutchen, nicht einmal zwanzig. Sie küßte ihn, ohne auf die Leute zu achten. Nach ihrem Geschmack etwas zu oft und zu heftig. Ihr Brautkleid war ein Traum aus Spitzen und Seide. In weißen Schühlein trippelte sie zum Altar. Alle Verwandten waren bezaubert und hingerissen, nur die Bedächtigen würgte die Angst. Während dem Hochzeitsschmaus vergaßen die Gäste das Essen zum Munde zu führen, um jede Bewegung der Braut und ihren Blick zu erhaschen, ihrem lustigen Geplauder zu lauschen und den Bräutigam zu beglückwünschen, weil er ein so himmlisches Wesen in sein Heim führen konnte. Und dann, ihr Kind trug sie wie eine Herausforderung. Die Heimkehr von der Geburt glich einem Triumphzug, das Auto voll von Blumen und Sträußen. Die Nachbarkinder standen Spalier. Sie küßte alle die Knirpse auf beide Wangen und zuletzt noch den Großvater aus dem dritten Stock. Ein Glück und eine Wonne, bis dann der Tag anbrach, jener Morgen, da sie ihr Bett zerwühlt zurückließ und das Kinderbettchen, ohne ein Wort in der Nacht verschwand, um nie mehr ein Zeichen zu geben, kein Abschied, kein Hinweis, warum.

Die ersten Tage war Jakob zerschmettert gewesen, unfähig etwas zu unternehmen. Er brachte es nicht übers Herz, seinen Bruder anzurufen. Ihre Verwandten, er kannte sie nicht. Anita war kurz vor der ersten Begegnung mit Jakob aus dem Südtirol gekommen, hatte allein in der Stadt Arbeit gesucht und in einem Hotel Beschäftigung gefunden. Dort hatte er sie in der Glätterei zum ersten Mal gesehen und schon flammte seine Liebe auf, wie ein mächtiges Feuer, das bis jetzt noch nicht erloschen ist. Da er diese Flucht zu verstehen suchte, sich mit der unabänderlichen Tatsache abfinden mußte, stürzte er sich in die Arbeit, vergrößerte sein Geschäft, kaufte ein altes, herrschaftliches Haus mitten in der Stadt, über dessen Zustand er von berufswegen gut unterrichtet war, wurde waghalsiger, hatte Erfolg. Er wurde unabhängig und genoß den Besitz, der ihm aber nicht eine Stunde jener Freude zurückbringen konnte, die er mit seiner Frau, Anita, erlebt hatte. Ihr blieb er treu, lebte in der Hoffnung, sie zu finden und auch seinen Sohn.

Mit diesen Erinnerungen verlebte Frau Marianne den Tag, da der schwarze Onkel den Ruß aus Kamin und den Öfen kratzte, die Wetterschäden ausbesserte und dann und wann in die Küche kam, um sich mit einem Glas Wein zu stärken und bei einem Gespräch zu erholen. Die beiden Männer kamen zum Mittagessen nicht heim, mit Brigitt und Stani trieb er seinen Spaß. Auf den Abend zu verschwand er für längere Zeit im Badzimmer und kam als tadellos gekleideter Onkel Jakob zurück.

Zum Nachtessen brachte er einen währschaften Appetit mit und eine Flasche edlen roten Weines, um dem Abend Gemütlichkeit und auch ein wenig Feierlichkeit zu geben. Vater Verekund und sein Sohn, Peter, berichteten von den Bauten, die im Dorf und auswärts ausgeführt wurden, von den Schwierigkeiten, die sich ergaben, weil ja der Teufel in jedem guten Ding seinen Schwanz hineinsteckt.

«Wie lange will Gotthard noch nach Bern in die Schule gehen?» fragte Jakob, «mir scheint, er will noch an die Universität.» «Ist ja recht, wenn er sich gut ausbildet», meinte der Vater, «soll lernen, solang er jung ist.» «Kann auch bei der Arbeit viel lernen», warf Peter dazwischen, «ich lerne noch jeden Tag und habe meinen schönen Verdienst dabei.» «So jung ist er jetzt auch nicht mehr», warf die Mutter dazwischen, «aber kaum hat er bei seinem guten alten Meister ein bißchen Geld verdient, entdeckt er wieder einen Kurs oder Ausbildungsort und schon fährt die Unruhe in ihn hinein, bis er dorthinrennt.»

«Ich möchte mit ihm reden», begann der Onkel wieder, «habe gemeint, ich könne ihn heute hier antreffen. Ich bin im Handel wegen einer Liegenschaft, ein altes Haus in der Stadt, die schönen Öfen haben sie herausgerisssen wegen der Ölheizung und wegen dem Platz. Im Estrich aber liegen noch ein Dutzend Kisten mit bemalten Kacheln, wenn ich diese mit dem Hauskauf übernehmen kann, dann muß er mir den ganzen Plunder untersuchen und einen Rat geben, wie man das Zeug am besten an den Mann bringt.» Frau Marianne geriet sofort in Erregung. «Ich werde ihm sofort telefonieren. Wenn er so etwas erfährt, dann springt er auf den nächsten Zug. Alte Ofenkacheln, das ist sein Hobby, dafür klettert er im Sonntagsgewand auf den höchsten Baum. Mußt nur achtgeben, daß

Das Nidwaldner Altersheim in Stans mit dem neuen Pflegetrakt, der Kapelle und dem Dienstgebäude.

er sie dir nicht abbettelt.» Lachend wehrte Jakob ab: «Dafür ist keine Gefahr, ich bin gegen Beredsamkeit gut ausgerüstet. Und wenn schon, schließlich ist er mein Götti.»

Wie jedesmal, wenn der schwarze Onkel ins Hügelhaus kam, die Arbeit über den ganzen Tag hin verzettelte, blieb er auch noch am Abend gemütlich am Tisch sitzen und fuhr erst gegen Mitternacht in seinem Firmawagen heimzu.

Beim Schützentanz.

Mutters Bericht sprang wie ein zündender Funke in Gotthards Herz. Mit allen Schlichen ergatterte er sich einen Urlaub von der Schule, um schleunigst zum Onkel zu fahren. Diese Reise aber benützte er zugleich, um sich in Christines Nähe zu begeben. Dort im Dorf wurde am Sonntag ein Schützenfest abgehalten, Gotthard hatte das Schießprogramm von daheim mitgenommen und eifrig studiert. Er sah, daß in der Bazar-Festhütte die Preisverteilung stattfinden sollte, mit Abendkonzert und Tanz. Gotthard war kein ausgezeichneter Schütze. Für seine errungenen und wohl auch für die zukünftigen Kranzabzeichen brauchte er keinen großen Glaskasten an die Stubenwand zu montieren, und auch einen hervorragenden Preis durfte er nicht erwarten, aber er hoffte, Christine wieder zu sehen, sie im Tanz in den Armen zu halten und wählte schon auf der Hinfahrt die Worte, die er ihr ins Ohr flüstern wollte.

In neuen, sommerlich hellen Hosen und einer karierten Jacke schlenderte er durch den Schießstand und durch das beflaggte Dorf, schritt auch den Bergweg hinauf, um nach dem Heimwesen Auslug zu halten, in dem sich wahrscheinlich Christine für den Tanzabend rüstete.

Ein habliches Giebelhaus, von der Sonne braungebrannt, steht dort in der Jagrüti inmitten von Obstbäumen, ein Stall daneben, neuzeitlich gebaut und groß, dem der Bundesbeitrag aus allen Ritzen glitzert und der wohl eine lange Reihe fetter Kühe beherbergen kann. Die Fahrstraße zweigt in kühnem Bogen in mäßiger Steigung von der Bergstraße ab. Drei Auto sieht er vor der Scheune stehen, Schützenfreunde auf Besuch, denkt Gotthard, und wagte es nicht, auffällig näher zu kommen. So behäbig und gut bewirtschaftet das Heimwesen in der Sonnenhalde liegt, so eng wird dem Beschauer der Atem. Derart offensichtlicher Reichtum hatte er sich nicht als Rahmen um die liebenswerte Tochter ausgedacht. Ihm wäre ein kleines Tätschihaus als ihre Wohnstatt lieber gewesen. Aber dieser Glanz schreckte ihn nicht. Ein schönes braunes Pferd kam weidend hinter dem Haus hervor, schlug den langen Schweif über den Rücken, als ob es ihm winken wollte. Schon sah er in seiner Phantasie Christine als kühne Reiterin über die Matte galoppieren. Dieses Bild war vielleicht daran schuld, daß er nicht mit jedem Schuß die Mitte traf.

Die Preisverteilung lockte ihn nicht in die Festhütte, wohl aber der Duft aus der Küche. Rippli mit Kraut und Kartoffeln mit Schnittlauch und dazu ein Schoppen kräftigen Weines brachten ihn wieder in Stimmung. Bei Schützen ist ergiebiger Gesprächsstoff immer vorhanden, Glück und Pech wird mit gleichem Eifer besprochen, und unter Kameraden ist man bald gut Freund.

Die auswärtigen Besucher machten den einheimischen Dorfleuten Platz. Bekannte Gesichter tauchten auf, unter denen Gotthard die Leute von der Jagrüti eräugte. Christine kam als Letzte an den Tisch, glücklicherweise nicht weit entfernt von Gotthards leerem Teller.

Eine Trachtengruppe aus dem Kanton Zug sorgte für gute Unterhaltung, sang und tanzte in ihren malerischen Kostümen und fanden begeistertes Publikum und mächtigen Applaus. Dazwischen stellte sich eine Schar Musikanten mit blitzenden Instrumenten auf die Bühne, Marschmusik erklang und brachte Stimmung in das große Zelt. Gotthard, sonst ein großer Musikfreund, konnte das Ende der Darbietungen kaum erwarten.

Beim ersten Triller des Klarinetts, das zum Tanzen einlud, zwängte sich Gotthard durch die lange Reihe der Festteilneh-

mer und eilte auf den Tisch zu, an dem Christine bei ihrer Familie saß. Bevor er aber die Reihe erreichte, führte ein junger Mann das Mädchen an seiner Nase vorbei auf die Bühne. Enttäuscht blieb Gotthard auf einem freigewordenen Platz sitzen und schaute ihnen zu. Die beiden tanzten nicht zum ersten Mal miteinander. Christine schien an seinen holperigen steifen Schritt gewöhnt zu sein. Ein Jammer zu sehen, wie sich das schmiegsame Mädchen um den stabligen Klotz drehte und gelangweilt in die Runde schaute, die Püffe der andern Paare erleiden mußte, während er es wie ein Bulldotzer in das dichte Gemenge schob. Die beiden schienen auch nicht zu Gesprächen aufgelegt zu sein. Immer wieder, wenn das Paar in den Vordergrund kam, sah Gotthard Christines Tänzer mit der gleichen ernsten Miene, als ob ihm der Kragen zu eng und die Schuhe zu klein wären. —

Das Mädchen hatte Gotthard beim Vorübergehen sofort erkannt und ihm zugenickt. Sobald die Tänzer endlich von der Bühne herabkamen und an ihren Platz zurückkehrten, zusammen mit dem bockigen Liebhaber, den die Familie von der Jagrüti freundlich begrüßte und zum Sitzen einlud, mußte Gotthard allerhand Qualen erleiden. Er versuchte diese mit etlichen Gläsern Wein zu kühlen und bekam davon nur noch einen röteren Kopf. Aber die Geduld des Jägers und ein glückliches Geschick führte ihm Christine doch noch in die Arme.

Foto A. Odermatt

A demm Meersiiwili hed halt 's Anita e gruisigi Freid.

Und nun erlebte er wieder die gleiche Seligkeit und Wonne, wie bei seinem ersten Tanz mit Christine. «Ich habe gehofft, dich hier zu sehen», flüsterte er ihr zu, «habe mich die ganze Zeit auf diesen Augenblick gefreut.» Er spürte, wie sie sich wohlig in seinen Arm zurücklehnte, wie sie jede Bewegung aufnahm und weiterführte und hörte sie sagen: «Bist du von Bern hergekommen, wegen mir?» Er hatte seinen Onkel und auch sein Gewehr schon längst vergessen, sodaß er ehrlich antworten konnte: «Ja, wegen dir. Und ich komme jederzeit wieder, wenn ich dich sehen und dich sprechen kann.» Lächelnd nahm sie dieses Versprechen entgegen. — Für einige Augenblikke wurde der Platz um sie frei und selig schwebten sie dahin. Dann im Gedränge wieder sprach sie: «Nicht nur heute habe ich an dich gedacht, Gotthard, aber heute, da wir den Weg hierher fuhren, habe ich gewünscht, mit dir zu tanzen, dich wieder zu sehen.» Sie sah die Freude, die sich über sein Gesicht ausbreitete und schloß glücklich die Augen, um nicht noch mehr zu verraten. Da aber der Tanz bald zu Ende ging, flüsterte sie ihm zu: «Mein Bruder hilft in der Küche, komm mit.» Gotthard fühlte, wie er auf die Seite gezogen, von ihrer Hand zu einer Treppe geführt wurde und schritt ihr durch das Halbdunkel nach, kam wieder in die Helle, an Frauen und Männern vorbei, sah Christine unter einer Zeltblache durchschlüpfen und stürmte ihr nach.

Da standen sie nun in der Kühle der Nacht, immer noch Hand in Hand, während das Reden und Jauchzen nur gedämpft zu ihnen drang. Sie führte ihn einige Schritte vom Zelt weg, einem Sträßchen entlang und sagte: «Ich werde von meinem Vater bewacht und von einem Verehrer, kann zwischen den beiden kaum Luft schöpfen. Hol mich zum übernächsten Tanz. Ich werde dir entgegenkommen.» Kaum spürte er die Hand, die zart über sein Gesicht strich und schon war sie davongeeilt und verschwunden.

Auch dieser Tanz war eine Seligkeit für beide, ein Wogen und Schwingen, wie von Flügeln getragen. «Ich möchte die ganze Nacht, eine Woche, ein Jahr so mit dir zusammenbleiben und alles vergessen», raunte er ihr zu und hörte sie sagen: «Und würde nicht müde werden.»

Gotthard führte sie zurück bis an ihren Platz. Warum sollte er nicht dem Dorfgewaltigen aus der Nähe in die Augen schauen und den lästigen Verehrer besichtigen. Frohgemut zwängte er sich zwischen den Reihen ihr nach und sah, wie Christines Vater sich zum Heimgehen anschickte, von der Bank aufstand und seinen Tischnachbaren die Hand bot. Und im Augenblick, da Christine sich an ihren Platz begeben wollte, wurde Gotthard herumgestossen, sodaß er sich umdrehen und einen Schritt zurückgehen mußte. Schon fühlte er einen Schuh unter seinem Absatz und hörte eine Stimme: «Was für ein Lümmel steht mir da auf meine Zehen!» So wurde Gotthard aus nächster Nähe mit dem hochroten Angesicht von Christines Vater bekannt. Der Fauststoß, den er von ihm in die Rippen bekam, beförderte ihn geradewegs in die Arme des bockigen Tänzers, der ihn ebenso wenig liebevoll aufnahm. Aber Gotthard war nicht so leicht aus dem Gleichgewicht zu bringen. Sobald er sich freigemacht hatte, entschuldigte er sich höflich bei Vater Johann, hörte ihn aber nur im Kommandoton rufen: «Jetzt ist Schluß für heute, Aufbruch und Heimkehr! Christine komm!»

Da just in dem Augenblick die Musik wieder zu spielen begann, hüpfte Christine einem winkenden jungen Mann nach auf die Tanzbühne hinauf. Mit gesenktem Kopf schlich Gotthard davon, setzte sich zu seinem Weinglas und konnte nun zuschauen, wie sich die von der Jagrüti, Vater und Sohn und Christines Verehrer mit unzufriedenen Gesichtern wieder an den Tisch setzten. Lieber aber schaute er auf die Bühne, wo er Christine im Wirbel des Tanzes sehen konnte. Und, Potz Tausend, ihr Tänzer war ein Dienstkamerad von ihm. Mit Freude schaute er zu, wie sich die beiden herrlich amüsierten. Christine schien von Vaters Kommando keineswegs beeindruckt zu sein.

Auf Schleichwegen den Eltern entronnen.

Und was geschah darnach? Beide verschwanden von der Bühne, wohl auf dem gleichen Weg, den Gotthard bereits kannte. Gotthard begann zu sinnieren, ob Balz, sein Dienstkamerad wohl auch ein Verehrer Christines sei und ob noch eine größere Anzahl solcher in der Festhütte auf einen Tanz mit dem Mädchen lauern, um dann auf dem Schleichweg zu verschwinden.

Nur selten war Gotthard hier im Dorf gewesen, kannte die Leute nicht, wußte nicht, wie die Familien zueinander standen. Und just hier hatte er sein Herz verloren. Mit einem scheelen Blick schaute er dann und wann zu Vater Johann hinüber, der immer ungeduldiger zu werden schien. Und bemerkte nicht, daß sich Balz, sein Dienstkamerad zu ihm setzte, ihm auf die Schulter klopfte und sprach: «Alter Kanonier und lieber Freund, dich habe ich ja seit dem letzten Wiederholiger nicht mehr gesehen. Schön, daß du da bist, das muß gefeiert werden und zwar nicht hier, mitten in diesen Leuten. Man versteht ja das eigene Wort nicht in diesem Lärm.»

Nicht sehr begeistert, aber doch recht freundlich wurde die dargebotene Hand geschüttelt und dem guten Freund zugeprostet, immer aber mit dem Blick auf die Bühne. «Schau nicht in die falsche Richtung», mahnte Balz, «von dort her kommt sie nicht, die Christine. Ich habe sie mit meiner Schwester, mit ihrer Freundin zu-

sammengeführt, diese wird nun das arme Mädchen von dem langweiligen Hanspeter erlösen und wir gehen gemütlich heim zu einem Kaffee mit Schnaps. Komm, wir schleichen ab!»

Nein, so schnell und ohne Abschied wollte Gotthard nicht verschwinden und protestierte heftig. Aber Balz winkte ab: «Laß mich nur machen, meine Schwester Barbara wird diesen Abend schon richtig einfädeln, das versprech ich dir, komm jetzt!» Balz zwinkerte ihm zu, nahm ihn am Arm und zog ihn aus der Reihe. Ungern schritt Gotthard ihm nach an die frische Luft. Auch dort wendete er seinen Kopf vergeblich nach allen Seiten. «Es ist nicht weit», tröstete ihn Balz, «wenn du willst, kannst du nachher wieder zurück, wenn es dir bei uns nicht wohl wird.»

Sie marschierten nur ein kurzes Stück dem Bach nach, schwenkten dann in eine Gasse ein und blieben vor einem Haus stehen, das friedlich im Dunkeln lag. «Wir haben Glück», verkündete Balz, «die ganze Familie vergnügt sich in der Festhalle, wir sind allein. » In der Küche suchten sie nach Kaffee und Konfekt. Heutigentags stehen die jungen Männer nicht mehr wehrlos vor dem Kochherd. Sie wissen Bescheid, wenn auch noch so viele Knöpfe aufleuchten und zu bedienen sind. Taßli und Teller waren leicht zu finden. Balz stellte diese aber nicht auf den Küchentisch, sondern trug sie sorgfältig in die Stube hinüber und nicht nur für zwei.

Schon stieg den beiden würziger Kaffeeduft in die Nase, da sie hörten, wie die Haustüre aufgeschlossen wurde, und ein Trippeln die Stiege hinauf kam. Barbara voraus und dicht hinter ihr Christine in die Stube trat, ein schelmsiches Lächeln im Gesicht und höchst erregt. Zuerst mußte Balz dem Gast seine Schwester vorstellen, die alsogleich begann munter zu erzählen:

Allein saß er bei seinem Glas Wein mitten in der frohen Gesellschaft.

«Ich habe dem Jagrüti-Vater ins Ohr geflüstert, ich wolle Christine noch schnell zu mir heimnehmen, wir hätten etwas zu besprechen, wegen dem Streit im Kirchenchor. Wenn es zu spät werde, soll er nicht warten, mein Bruder bringe sie dann im Auto hinauf. Er hat mich angeschaut, als ob er mich mit Haut und Haar auffressen wolle. Ich habe ihm nicht lange Zeit gelassen, viele Worte zu finden und bin verduftet. Hanspeter wollte mir nachlaufen, aber so schnell kann er nicht um die Kurve.»

Indessen setzte sich Christine selbstverständlich neben Gotthard hinter den Tisch, strich sich die Haare aus der Stirne und sagte: «Schau her, wie ich mit dieser neuen Frisur meine Wunde gut verstecken kann, du hast sie beim Tanzen nicht mal bemerkt.

Aber wenn du mich wieder einmal blutend und verwundet in den Händen der Sanität zurücklassen willst, dann sag mir doch ein Trostwort, Lebewohl und gute Besserung.» Gotthard betastete sorgsam die Wunde, die unter die Haare hinauf verlief und fragte: «Wer hat dir denn die Wunde so sauber genäht?» Christine zeigte auf ihre Freundin und diese setzte sich sofort in Positur. «So sind die Männer, reden und Reden halten, das können sie. Organisationskomitees mit Unterabteilungen, jeder mit einer anderen Rosette auf der Brust, gewichtig daherspazieren und die Nase in die Luft strecken, aber wenn sie Blut sehen, da werden sie weich, wie nasses Fließpapier. Ich habe mich ans Telefon gehängt, in der Aufregung die falsche Nummer gewählt, den Tierarzt aus dem Schlaf gerissen. Der richtige war in den Ferien, der dritte hat gehustet, ich konnte nur jedes fünfte Wort verstehen, aber dann kam er angesaust. Ich habe mir gedacht, so ein schönes liebes Gesicht darf doch nicht verschandelt werden. Wenn jetzt nicht sofort kunstgerecht behandelt wird, dann bekommt Christine eine Narbe, daß ihr sogar noch der Hanspeter davonläuft.»

Sogleich mischte sich Balz in das Gespräch: «Christines Vater würde ihn schnellstens zurückholen. Denk einmal, Barbara, das schöne Heimen, so viele Kühe und noch eine Alp, diesen goldenen Traum läßt sich Vater Johann nicht stehlen.» Während diesem neckischen Geplauder fand Gotthard Gelegenheit, unter dem gestickten Tischtuch Christines Hand zu suchen und zu streicheln und gewahrte, daß sie nicht zurückgezogen wurde. Glücklich und still lehnte sich das Mädchen an Gotthards Schulter, und freute sich, von der treuen Dienstkameradschaft der beiden Freunde zu hören, von Barbaras Plänen, im Winter eine Stelle in Frankreich anzutreten, um ihre Sprachkenntnisse zu erweitern, wenn immer möglich in Paris. Und weil sie sich im Hotelfach weiterbilden wollte, empfand sie unwillkürlich, daß hier und jetzt der Gastfreundschaft zu wenig getan werde. Sie stürmte in die Küche, um Schinken und Speck auf eine Platte zu garnieren. Balz wollte nachsehen, ob noch genug Benzin im Wagen sei für den Fall, er mit Christine zur Jagrüti hinauf fahren wolle. Und so saßen die beiden hinter dem Tisch unvermutet allein.

«Ich bin kein Schwärmer», begann Gotthard zaghaft zu sprechen, «und bin doch schon recht weit herumgekommen. Aber das habe ich noch nie erlebt, so mächtig die Liebe zu empfinden, wie ich mich zu dir hingezogen fühle, Christine. Über jede Vernunft hinweg mich vollständig zu verlieren.»

Während das Mädchen schwieg, suchte er mühsam nach Worten und fuhr dann fort: «Einen Abend lang haben wir uns gesehen und seither ist für mich die ganze Welt anders geworden. Bei der Arbeit sehe ich dich. Auf dem Heimweg denke ich an dich und habe nur ein Verlangen, in deiner Nähe zu sein.» Von der Küche her hörten sie, wie Barbara mit Tellern und Besteck hantierte. «Sprich weiter, Gotthard, wir wissen nicht, wie lange wir noch allein sein können.»

«Ich sagte, gegen jede Vernunft», sprach er wieder, «mein Vater ist Maurer, ein guter Handwerksmann, hat wohl sein eigenes Haus selbst und nach eigenem Kopf gebaut, aber was wir sparen, geht alles dort hinein. In zwei Monaten bin ich am Schluß meiner Ausbildung und habe einen harten Weg zur Selbständigkeit vor mir.» «Sprich nicht davon», unterbrach sie ihn, «ich weiß alles. Barbara hat mir dies berichtet, sie weiß es von Balz, er war ja schon bei dir daheim, im Hügelhaus.»

Der junge Mann schaute in das liebe Gesicht, das sich ihm zuneigte und begann: «Dann kann ich dir nur aus ganzem Herzen danken, daß du so lieb zu mir bist . . .» Plötzlich öffnete sich die Türe weit, Barbara kam mit einer großen Platte, mit Tellern und Besteck herein und rief: «Leider muß ich euch stören, sonst zerrinnt mir der Gallerich und näßt mir den guten Speck.»

Was da aufgetischt wurde an Geräuchertem, Gesottenem, Gebratenem mußte jeden Hungrigen entzücken, mit Peterli garniert, mit Zwiebelchen und Cornichon. Und doch

kam Gotthard das Dargebotene ungelegen oder mindestens viel zu früh. «Aber Barbara», staunte er, «damit kannst du eine ganze Kompanie versorgen.» «Was meinst du», wehrte sie ab, «wenn unsere Leute von der Festhütte kommen, die nehmen noch gerne einen Bissen zwischen die Zähne. Und ein Glas Wein gehört dazu, ein roter dunkler Wein, mit dem man gut schlafen kann und der Kraft gibt, weit in den neuen Tag hinein. Wartet nur, bis der Vater kommt, der macht dem Rest im Schlungg den Garaus und mit Vergnügen. Er redet zwar immer davon, seine hundert Kilo einer Schlankheitskur auszusetzen, aber in den nächsten zehn Jahren wird die Mutter seine Hosen noch nicht enger nähen müssen. Jetzt guten Appetit. Wir müssen hier aushalten, bis alle Lichter in der Jagrüti gelöscht sind und Vater Johann in tiefem Schlaf liegt.»

Und all dies geschah, ohne daß Christine auch nur mit einem Wörtlein dagegen protestierte.

Ein Besuch mit Speck und Kuchen.

Vater Johann in der Jagrüti hatte sich angewöhnt, der strengen Arbeit eher auszuweichen. Sein ältester Sohn, Othmar, konnte ihm zwar nicht mehr viel helfen. Er bewirtschaftete die Sennweid, das Heimen seines verstorbenen Bruders. Aber der Jüngste war längst aus der landwirtschaftlichen Schule zurückgekommen und ein junger Mann mit Kraft und Unternehmungslust. Auch war Johann nicht dagegen, wenn seine Frau nicht nur im Haus ihre Kräfte einsetzte. Er selbst aber war schon früher auf den Gedanken gekommen, man könne mit dem Kopf ebenso leicht Geld verdienen, wie mit den Händen, besonders wenn er sie in den verschiedenen Wässerchen der Politik wasche und die Finger in verschiedenen Kommissionen betätige. Im Heuet, wenn die Brämen um die schwitzenden Köpfe summten, ging er, ohne die Seelenruhe zu verlieren, den Fußweg durch den Wald hinab, um rechtzei-

Unser all zu früh verstorbene Landammann Dr. med. vet. Alfred Gräni im vertrauten Gespräch an der Hüttenwand.

tig auf den Bahnhof zu kommen, an eine Sitzung zu fahren oder um einen wichtigen amtlichen Augenschein vorzunehmen.

Zu Hause führte er ein strenges Regiment und verstand seine Worte so treffsicher anzubringen, daß die Widerrede bald verstummte. Vor Jahren, nach dem jähen Tod seines älteren Bruders, hatte er sich mit allem Eifer seiner Schwägerin angenommen. Seither führte sein Sohn auf ihrem schönen Heimwesen das Regiment, nicht zu ihrem Nachteil, aber in der Hoffnung, allmählich in dessen Besitz zu kommen. Ihre Töchter waren längst verheiratet und fortgezogen. Allein in dem großen Haus war ihr Neffe nicht nur ihr Pächter, sondern auch Beschützer. Gelegentlich mußte Vater Johann auf die Sennweid kommen, um bestehende Differenzen zu schlichten, denn Frau Berta hatte Zeit genug, über viele Dinge nachzudenken.

Im Herbst, wenn der Pachtvertrag erneuert werden mußte, pflegte Vater Johann seinen Besuch bei der Schwägerin nicht mit leeren Händen zu machen. Schwer schleppte er den Korb mit durchzogenem, geräuchertem Speck, einige Stücke an der Luft Gedörrtem, Krapfen und Kuchen die Stiege hinauf. Nie war er vor Überraschungen sicher und auf etliche neue Forderungen gefaßt. Er ahnte aber nicht, was ihm bevorstand.

«Guten Tag, Johann», begrüßte sie ihn, «endlich kommst du wieder einmal, es ist aber auch höchste Zeit!» «Wie du aussiehst, Berta, jugendlich und busper, wie eh und je», schwenkte er auf ihren freundlichen Tonfall ein «habe eben immer viel zu tun, wäre gerne schon lange gekommen. Aber Othmar erzählt mir ja immer, was hier geschieht und daß es dir in jeder Beziehung gut geht.» «So nimm doch endlich Platz», ladet sie ihn ein, «stehst mit dem schweren Korb mitten in der Stube.» «Ja, da sind so einige Spezialitäten drinn, aus der Küche, aus der Rauchkammer und ein Tröpflein Bätziwasser gegen jedes Übel, um dir eine Freude zu machen und mit vielen herzlichen Grüßen von meinen Leuten.»

Frau Berta hatte ihn kommen sehen, war schnell in den Keller gesprungen. Der Wein stand schon auf dem Tisch. Während dem Füllen der Gläser und zum Prosit sprangen die freundlichen Worte üppig über den Tisch. Schon bald aber begann sich die Stirne der Frau in Falten zu legen und in ernsterem Ton fuhr sie fort: «Ich weiß nicht recht, was du dazu sagen wirst», holte sie aus der Kommodenschublade einen gelben Briefumschlag und entfaltete ein Schriftstück, «ich für meinen Teil finde das Angebot großzügig.»

Ohne ein Wort zu sagen, begann Johann zu lesen, wurde bleich, suchte hastig nach seiner Brille. Die Schwägerin konnte sein Schweigen nicht länger ertragen. «Du wirst schon sehen, Johann, die große Matte, die Hostatt und die Wiese mit den vier alten Nußbäumen bleiben mir.»

Nun er endlich alle vier Seiten mit ernster Miene durchgelesen, begann er wieder von vorne. Frau Berta griff mit unsicherer Hand nach dem Glas, nahm einen kräftigen Schluck und meinte: «Wie du siehst, habe ich noch nicht unterschrieben. Ich wollte dich doch vorher ins Bild setzen.» Mit Tränen in den Augen fuhr sie fort: «Ich halte es einfach nicht mehr aus. Ich will endlich Leute um mich haben, will doch in diesem Haus nicht versauern. Othmar, dein Sohn, ist ein Holzbock, wenn ich ihn einmal in der Woche zu einem Jäßchen zwingen kann, ist das schon viel. Während dem Essen redet er kaum sieben Worte, höchstens wenn er sich über meine Kochkunst lustig macht, sonst starrt er vor sich hin oder in das grüne Heftli. Aber zum Helfen bin ich gut genug. Mist ausführen und seiner Maschine mit dem großen Rechen nachlaufen, seine schäbigen Socken flicken und die Hemden, die mir unter den Händen zerfallen.»

Johann ließ den Wortschwall, die Klagen und alle Bitternis über sich ergehen. Zog aus einem Etui eine Brissago, legte sie quer über das Weinglas, brachte ein Zündhölzchen in Brand, hielt es unter die Spitze, bis ein blaues Räuchlein aus dem Halm hervorkam und sagte dann aus enger Kehle: «Du willst also dein schönstes Land an Spekulanten verkaufen, dann bleibt dir noch ein Hungerheimetli, ein zu großer Ga-

den, und dein Haus steht zwischen Wohnblöcken eingeklemmt. In der Nacht mußt du die Fenster schließen, wegen dem Lärm aus allen Musikkisten. Die zuschlagenden Autotüren reißen dich bis nach Mitternacht aus dem Schlaf und am frühen Morgen die Teppichklopfer. Prost Berta!» Aufschluchzend und erregt schreit sie: «Immer noch besser, als keine einzige Seele um sich zu haben, als den Muttigrind von deinem Sohn.»

von der jungen Frau ihr Eheglück und Eheleid erzählen lassen, das tut dir in der Seele wohl.»

«Das wollte ich doch schon immer», stöhnte die Frau, «aber du hast es mir verwehrt, weil du die Wohnung für deinen Sohn freihalten wolltest. Aber bis er eine Frau bekommt und was für eine!»

Johann griff bedächtig nach der Flasche, schenkte ohne zu zittern beide Gläser voll. «Du darfst dich jetzt nicht aufregen, Berta.

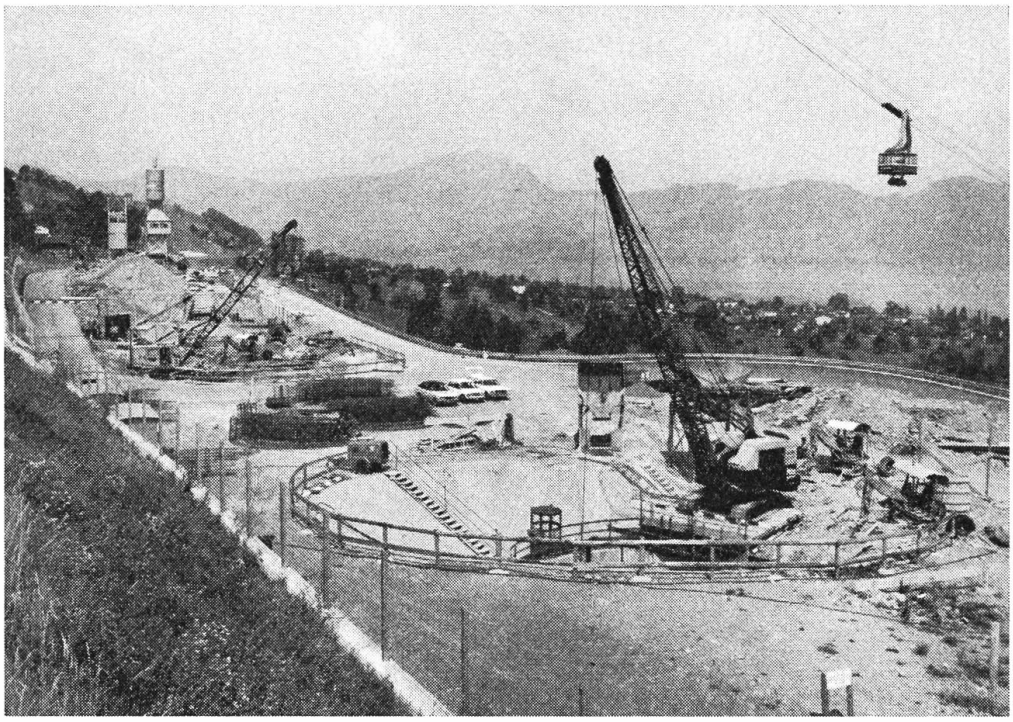


Foto A. Odermatt

Die Baustelle ob Beckenried am Anfang des Autobahn-Lehnenviaduktes, der zum Seelisbergtunnel führt.

Johann lehnte sich breitspurig zurück, schob die Brille an seine Stirne hinauf und sagte ruhig und gelassen: «Da hast du recht. Er ist nicht der Kurzweiligste, und ich begreife deinen Standpunkt, habe Verständnis für dich. Du bist mit deinem Temperament viel jünger als die Jahre, die du zählst, kein graues Haar und eine glatte Haut im Gesicht, wie ein Bräutchen. Warum nimmst du dir nicht eine liebe junge Familie ins Haus mit Kindern. Du hast doch Kinder so gern und im oberen Stock ist eine gute Wohnung leer. Dann hörst du Kinderlachen, Füßchen trampeln und kannst dir

Wir müssen das jetzt in Ruhe bereden und überdenken. Wie ich sehe, ist der Vertrag nicht in vollem Sinne rechtsgültig. Die Raumplanung wird auch noch ein Wort mitsprechen wollen, hauptsächlich den vierten Absatz muß ich noch mit einem Advokaten bereinigen. Mit dem können dich die Käufer übel hereinlegen.» Mit der Miene eines großen Wohltäters faltete Johann den Vertrag zusammen und steckte ihn in seine Brusttasche.

Von diesen Worten etwas verängstigt, wagte sie nicht darnach zu greifen, machte aber ihrem Ärger mit Worten Luft: «Wenn

du mir diesen Verkauf vereitelst, dann ist meine Geduld zu Ende. Dann will ich für meine Arbeit hier auf dem Heimen bezahlt werden und zwar gut bezahlt. Dann muß endlich das Dach geflickt werden. Schau einmal nach, wie viele Kessel im Estrich stehen, damit das Regenwasser nicht durch alle Decken und Böden rinnt. Die Feuerschau hat den Ofen abgeschätzt. Wie soll ich diesen Winter in der Stube warm haben, wohl von Othmars Güte und Liebe! Durch diese Fenster und Läden kann der Wind jede Kerze ausblasen, auch wenn dicht geschlossen ist. In der Küche tropft der Schüttstein und was mir dein Sohn zum Verbrennen in die Küche bringt, ist ein Jammer.» Johann hätte gerne nach einem Stück Speck in den Korb gegriffen. Er war sich nicht gewohnt, ohne Zabig auf das Nachtessen zu warten. Die zweite und dritte Brissago halfen ihm den Appetit zu dämpfen. Gut war, daß die Fenster nicht dicht hielten. Die beiden wären im blauen Rauch verstickt, so lange rieselte der Redestrom und so schwer war es, die gute Frau zu beruhigen und in gute Worte einzumummen.

Schon legte sich das Dunkel des Herbstabends auf die Matten und Bäume, da Vater Johann aus der Haustüre trat, am rauschenden Brunnen vorbeiging und dem Weg entlang, mit eingezogenem Kopf und etwas gebückt, wie ein Mann, der einem Bergsturz entronnen ist und nicht weiß, ob noch Feldbrocken nachkommen.

Warum sich die Meistersfrau grün und blau ärgert.

In der alten Ofenfabrik am Bach schaffte und werkte Meister Bernhard nach uralter Manier. Schon sein Vater war als guter Fachmann weitum bekannt gewesen, und er als Sohn hatte den guten Ruf als kunstgerechter Ofenbauer befestigt und das Geschäft durch verschiedene Anbauten erweitert. Rings um die Gebäude lagen Steine, Platten und mißratene Kacheln im Gras. Über die verzierten Glasuren krochen Schnecken, wucherten Stauden und Gesträuch. Das mächtige Dach über der Brennerei war in der Mitte eingesunken, wie ein Sattel, die Fenster blind und von Spinngeweben gehangen und aus dem hohen Kamin stieg ein blaugrauer Rauch in die Luft, der jedem Kenner verriet, wie gut der Meister das Feuer zu zähmen wußte. Schon etwas krumm im Rücken, aber mit sicherem Gang schritt der Meister durch die Werkstatt, die grauen Haare über der hohen Stirne verstrubbelt wie ein Krähennest. Das Hemd offen, die Ärmel aufgekrempelt, sprach er mit seinen Gesellen und mit der Kundschaft, ob Bergbauer oder Stadtherr mit seiner wohllauten Baßstimme freundlich und vertraulich. Wie der Kapitän auf einem Schiff lenkte er den Betrieb. Wie oft hatte man ihm vorgerechnet, was die Modernisierung an Gewinn eintragen könnte, wie viel besser, rascher und sicherer die Leistung gesteigert werden könne, geringere Kosten, weniger Abfall und Fehlbrand. Den guten Rat nahm er dankend an und antwortete mit einem bedächtigen Nicken, dann verabschiedete er den Alleswisser mit einem kräftigen Händedruck, schaute nach dem Feuer im Brennofen, setzte sich an den langen Tisch, der mit Zeichnungen, Plänen und Schriftstücken übersät war, verscheuchte die Gedanken wie lästige Wespen und wendete sich der drängenden Arbeit zu.

Auch seine gütige Frau, wenn sie gelegentlich aus der Wohnung in die Werkstatt kam, redete ihm zu, er solle doch seine Kräfte schonen, wenigstens zur rechten Zeit zum Essen kommen und dann und wann zwei, drei Wochen ausspannen und sich erholen. Dann zeigte ihr Bernhard den Entwurf zu einem Prachtsofen, den er in einer Villa am See aufbauen müsse: «Das wird ein Meisterwerk, liebe Frau, und am Fries in die Verzierung hinein zeichne ich meinen Namen. Der bleibt dort stehen, wenn wir beide längst als Engel im Himmel herumflattern, über Generationen hinweg. In hundert oder zweihundert Jahren werden die Herren von der Kunstkommission vor dem Ofen stehen und ihn als mein Werk erkennen.» Was kann die gute Frau dagegen vorbringen. Sie kann über die Gasse in ihr Haus eilen und das Mittages-

sen nochmals an die Wärme stellen, ins Ofenrohr über dem auch mit zierlicher Schrift sein Name eingebrannt ist.

In dieser Werkstatt arbeitete Gotthard, preßte das Brenngut in die Formen, bangte bei jedem Brand mit dem Meister, ob er gelinge oder die Glasur verfließe, fuhr mit dem Kombiwagen auf Kundendienst oder mit dem Lastwagen in die Stadt und auf fernen Straßen. Nicht nur der Meister hatte sehnsüchtig gewartet, bis er endlich von der Berner Schule zurückkam, auch seine Frau zählte die Wochen bis zu seiner Rückkehr, denn er war ihrem Mann eine große Hilfe. Die beiden andern Gesellen, der lustige Italiener und der mürrische Thurgauer, sie sprangen nicht herbei, wenn Bernhard eine Last heben wollte, die für ihn zu schwer war. Sie nützten jeden Augenblick aus, um eine angenehme Pause einzuschalten, in der Ecke eine Zigarette zu inhalieren oder einem Mädchen nachzugucken. Nun hatte sich in der alten Töpferei noch eine junge Kunstgewerblerin installiert, saß an der Drehscheibe, formte Vasen, Krüge und Schalen, brütete über Zeichnungen, malte Blumen und Ornamente und brachte diese Kunstwerke zum Ofen.

Seit Jahren war die Töpferei im alten Schuppen außer Betrieb gewesen. Gotthard hatte dort ausgemistet und versucht, die Drehscheibe wieder in Gang zu bringen, den ausgetrockneten Lehm herausgepickelt und die Fensterscheiben geputzt. Das Fräulein war glücklich, hier allein arbeiten zu dürfen, weil sie so billig zu einer Werkstatt kam und ihrer Kunst nach Lust und Laune frönen konnte. Ein lustiges, junges Mädchen mit blonden Strähnenhaaren und komisch gekleidet, immer zu Spässen aufgelegt, auch wenn sie erst gegen Mittag auftauchte und mit Künstlerfreunden eine Nacht durchgezecht und zu viel geraucht hatte. Wenn ihr ein Stück gut gelang, in hübschen Farben unter weichem Glanz aus dem Oofen kam, war sie überglücklich, hüpfte und tanzte auf dem Steinboden herum und wäre gerne Meister Bernhard um den Hals gefallen, wenn er nicht so viel größer gewesen wäre als sie. Sie war lernbegierig und wollte möglichst viel in Erfahrung bringen, was Gotthard in seinem Kurs an der Berner Töpferschule gelernt hatte. Hie und da steckten die beiden die Köpfe zusammen, blieben lange in den Abend hinein in der Töpferei, malten, zeichneten und diskutierten. Sie besuchten zusammen Ausstellungen und stritten sich über die verschiedenen Kunstauffassungen. Ein sonderbarer Anblick, dieses Paar. Er groß, breischulterig, eher eine Berglergestalt mit dem buschigen Schnurrbart und

Manchmal blieb Gotthard bis in die Nacht hinein bei der Töpferin.

die Haare dicht an den Schädel dressiert. Und sie in aufgelitzten Hosen, einen blumigen Überwurf mit Fransen, über den die verblichenen Haare fielen, eine Stahldrahtbrille mit übergroßen Gläsern auf der schmalen Nase, zapplig und nervös.

Des Meisters Frau konnte ihrem Mann nicht verzeihen, daß er diese Keramikerin im Anbau arbeiten ließ. Ein Fräulein, das in einer Mansarde wohnte oder hauste, oft halbverhungert aussah und mit Dreck und Lehm an den Hosen durch das Dorf lief, schadete dem Ansehen der berühmten Ofnerei. Seit der Rückkehr von Bern hatte die Meistersfrau Gotthard zu sich an die Kost genommen, eine Auszeichnung, die sie seit Jahrzehnten keinem Gesellen offeriert hatte. Und nun kam es vor, daß ihr zuverlässiger und pünktlicher Tischgenosse, genau wie ihr Mann, zeitweilig bis nahezu eine Stunde zu spät zum Essen kam. Sie vermutete dann, er sitze bei der Zotterhaarigen, verlor die Geduld und eilte durch die Gasse, um ihn zu mahnen. Dabei fand sie ihren lieben Mann an der Arbeit und Gotthard, der ihm half.

Abbrechen und neu aufbauen!

Am Morgen eines nebligen vorwinterlichen Tages rief der Meister Gotthard zu sich und sagte: «Ist da gestern abends noch spät ein Anruf gekommen, ich habe dir die Adresse hier auf den Zettel geschrieben, Sennweid heißt das Heimwesen, du mußt durch den Wald, fährst durch zwei Dörfer und dann über den breiten Talboden nach links. Die Frau darf den Stubenofen nicht mehr heizen. Nimm mit, was du so brauchst. Nimm viel mit, sie weiß nicht, was alles fehlt. Schau, daß du ihr helfen kannst.»

Lustig pfeifend belud Gotthard den Kombiwagen mit Chamotte-Steinen und Werkzeug, Pflasterkübel und Zement, sprang schnell zur Meisterin hinüber, um ihr zu sagen, er komme wahrscheinlich nicht zum Mittagessen und fuhr gemütlich durch den dichten Nebel. Im zweiten Dorf erkundigte er sich nach dem Weg und bekam Bescheid, sechs große Nußbäume stehen dem Hang entlang, diese sehe er von weitem. In einem dichten Nebel, der nicht für dreißig Meter den Blick freigibt, sind auch die größten Nußbäume kein sicherer Wegweiser.

Nach langem Suchen schwenkte er endlich auf die Steinplatten vor dem Gaden ein, stieg dann die Treppe zur Laube hinauf und klopfte an die Türe. Die Frau, die ihm öffnete, schlug die Hände vor ihrem Gesicht zusammen und begrüßte ihn hocherfreut: «Was, Sie sind der Ofner und schon da. Das ist aber eine prompte Firma! Kommen Sie herein, dann können Sie erleben, wie kalt es bei mir ist. So ein lieber, guter Ofen, war so gut zu heizen und jetzt, seitdem die Herren von der Feuerschau dagewesen sind, aus und Amen.»

Mit einem Blick streifte Gotthard die Gemälde an der Wand, die gute Ordnung, die Handarbeit auf dem Tisch, den Glanz am Nußbaumbuffet. Die weiche Stimme der Frau, ihr lebhafter freundlicher Blick berührte ihn irgendwie. Er erkundigte sich zuerst nach den elektrischen Steckdosen, er wolle den Ofen mit einer Handlampe untersuchen und wenn es möglich sei, wolle er ihr zuerst die Stube aufwärmen. Frau Berta war ihm in jeder Weise behilflich. Sie gingen auf der Steckdosensuche auch in das Schlafzimmer, das tadellos aufgeräumt war, die Decke glattgestrichen, die Kissen ohne Flecken. Dann holte er im Schwung eine Kabelrolle, die Lampe und einen elektrischen Ofen beträchtlichen Gewichts. Erst dann schlüpfte er in sein Übergewand und in das Ofenloch. Bis fast gar an die Schuhe verschwand er darin, wälzte sich auf den Rücken und klopfte so laut und so lange, bis die gute Frau in Ängste kam. Das Poltern im Ofen erschreckte sie erneut. Sie konnte nicht erwarten, bis sich die Beine bewegten und immer mehr von dem Mann berußt und verschmutzt zum Vorschein kam. Zuerst strich er sich den Staub aus den Augen, richtete sich auf und sagte: «Sieht übel aus. Die Kacheln sind auch zum Teil ausgebrannt und alt, wohl über hundert Jahre steht er schon oder noch länger. Er hat seinen Dienst getan.»

Nun fing das Jammern an, von dem lieben schönen Ofen. Sie könne sich nicht von ihm trennen. Wenn es nur möglich wäre, ihn noch so lange zu erhalten, sie habe ja nicht mehr viele Jahre zu leben. Aber ihre Stube, ohne diesen Ofen, das sei zuviel verlangt. Dabei schaute sie hilfeflehend zu ihm auf, ein Bild zum Erbarmen. Gotthard versuchte ihr beizubringen, daß auch der geschickteste Ofenbauer Ausgeglühtes und Zerfallenes nicht mehr neu machen könne und daß sich die Kosten nicht lohnen. Er müßte mit einem zweiten Mann herkommen und viel ausräumen. Sie hätten jetzt auch im Moment zu wenig Leute verfügbar. «Aber kann ich Ihnen denn nicht helfen, ich bin nicht zimperlich.» «Ach, Sie haben keine Ahnung, wie es da drinn aussieht», wehrte er ab, «abbrechen und neu aufbauen, das ist noch das Billigste aber dann auch mit neuen Kacheln.»

So standen sie im Gang, der verrußte Mann und die nette Frau, die nun wieder hastig zu reden begann: «Oder wenn Ihnen mein Neffe, der Pächter helfen könnte. Nein, den bringe ich nicht dazu, oder seine Schwester, die Christine, der kann ich Bericht geben. Die kommt sofort, ist ankehrig und flink.» Gotthard kratzte sich in den Haaren und meinte: «Gute Frau, mit einem Schulmädchen ist mir nicht gedient, da braucht es Kraft und Ausdauer.» Nun aber protestierte Frau Berta energisch: «Das ist doch kein Schulmädchen, eine erwachsene Tochter, die trägt mich, wenn ich mein Rheuma habe mit Schwung vom Stuhl ins Bett. Nein, nein, die Christine von der Jagrüti, an der hätten Sie eine Hilfe, wie sie kaum zu finden ist.»

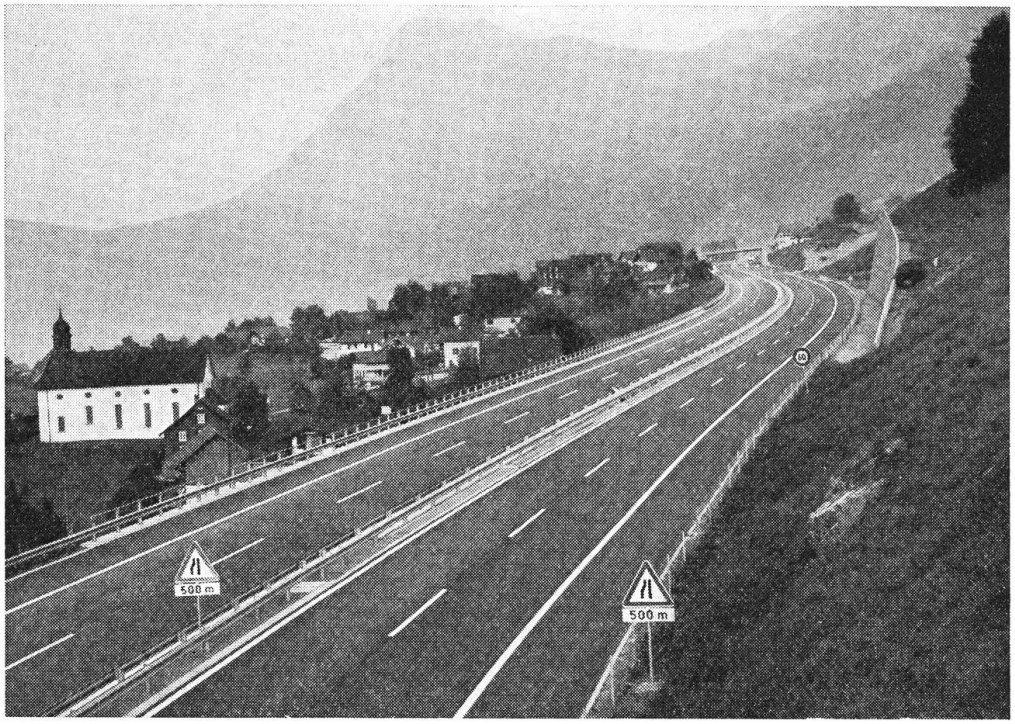


Foto A. Odermatt

Das neu eröffnete Autobahnstück oberhalb Beckenried mit der Ridli-Kapelle.

In des Mannes Augen leuchtete ein helles Blitzen auf, dann klangen seine Worte weniger hart: «Ich schlüpfe nochmals hinein, will schauen, was sich machen läßt.» Diesmal mußte er länger drehen und wenden, bis er seine breiten Schultern durch die Ofentüre zwängen konnte.

In gemächlicher Fahrt durch den nächtlichen Wald.

Frau Berta stand vor den Beinen und Schuhen, die aus dem Ofenloch herausrag-

ten und rief alle Heiligen an, besonders die heilige Agatha, die in jeder Feuersnot zu Hilfe kommt. Wieder voll Asche und Ruß rutschte Gotthard ruckweise hervor und sagte dann: «Wenn ich Glück habe, gute Frau, dann ist der Ofen vielleicht noch zu retten. Aber zuerst muß ich jetzt mit dem Meister telefonieren, weil ich für morgen eine versprochene Arbeit absagen müßte. Aber das muß ich Euch sagen, hier draussen und auch in der Stube, das wird ein Schlachtfeld.» «Das macht nichts», begütigte die Frau, «das kann alles wieder geputzt werden. Wenn nur mein lieber Ofen wieder in Ordnung kommt. Und was ich noch fragen wollte, wie steht's jetzt! Soll ich der Christine berichten?» Gotthard, der bereits in der Küche die Hände wusch, sagte mit einer Stimme, die keine Widerrede duldete: «Ja, ohne Christine geht es nicht.»

Nach dem Gespräch mit dem Meister wurde der Boden weitum mit Tüchern und Plastik ausgelegt und dann begann die Arbeit mit Hammer und Spitzhacke, die Steine polterten aus der Wand, der Staub schlich in Wolken in die Stube, die Küche und kroch die Stiege hinab. Frau Berta telefonierte in die Jagrüti, weil aber Vater Johanns Stimme zu hören war, wagte sie nicht zu sagen, der Ofner sei da, sondern klagte nur über Schmerzen, zu deren Linderung sie dringend Christines bedürfe.

Das Mittagessen wurde in der Küche eingenommen. Gotthard sah zum ersten Mal Christines Bruder. Auch ein breitstirniger Schädel, noch härter in den Zügen als sein Vater, wortkarg und unzugänglich, schimpfte er über die Männer von der Feuerschau. Der Ofen sei noch gut und hätte noch lange seinen Dienst getan, wenn nicht die Behörden ständig etwas zu mekkern hätten.

Frau Berta hatte ein währschaftes Essen gekocht und bediente ihn freundlich, ging aber nicht auf sein Reden ein. Froh, aus der Nähe dieses finsteren Mannes fortzukommen, ging Gotthard nach dem letzten Bissen allsogleich an die Arbeit. Er stieg die Treppe hinauf, wollte das Kamin noch untersuchen und abklopfen.

Unterdessen näherte sich ein hellgrauer Wagen dem Haus in der Sennweid. Behend sprang eine Tochter heraus, stürmte die Stiege hinauf und blieb, kaum eingetreten, erschrocken stehen. Statt die Tante stöhnend im Bett zu finden, schöpfte sie mit einer Schaufel Sand und Dreck in einen Kessel und lachte ihrer Nichte munter zu. Zu weiterem großem Staunen kam ein Mann im Überkleid die Treppe herabgeschritten, ein Anblick, der Christine die Rede radikal ins Stocken brachte, beinahe hätte sie ihre Tasche fallen lassen.

Der Mann, der gelassen näher kam, vermochte sehr wohl zu sprechen: «Was sehe ich? Das ist Ihre Nichte. Wenn ich das gewußt hätte, nie hätte ich gewagt, sie zum Helfen zu bitten.» Und weil die Tante verwundert dreinschaute, fuhr er fort: «Das ist doch die Freundin von Barbara, der Schwester meines Wachtmeisters im Dienst, gut bekannt und sehr geschätzt. Guten Tag, Christine!» Während diesen feierlich gesprochenen Worten konnte sich das Mädchen so weit erholen, daß es unbefangen die Tante begrüßen, den Mantel versorgen, die Schürze anziehen und schließlich auch Gotthard die Hand reichen konnte, wobei ihr das verschmitzte Lächeln in seinem Gesicht nicht entging.

Wie flink ging das Abwaschen in der Küche vor sich, wie hell klang des Mädchens Stimme und sein Lachen, wie schnell war der Schutt und der Trübsinn aus dem Haus geräumt. Bei dieser Arbeit war es auch nicht weiter verwunderlich, daß sich auf Christines linker und später auch auf ihrer rechten Wange deutliche Spuren von verwischtem Ruß und Staub zeigten. Nach und nach witterte die aufmerksame Tante hinter dem vertrauten Plaudern der beiden mehr als nur eine flüchtige Verbindung zu Wachtmeister Balz und seiner Schwester. So wie Frauen es meist gut verstehen, geschickte Fragen zu stellen und die ausweichenden Antworten genau und richtig zu deuten, vermochte Frau Berta schon bald die gesponnenen Fäden zu entwirren.

Nach dem Zabig sprach Gotthard davon, er müsse daheim noch Ofensteine holen. Wahrscheinlich sei abends niemand in der

Werkstatt, um beim Aufladen zu helfen. Es wäre dienlich, wenn die Arbeit soweit vorangetrieben werden könnte, daß der Ofen austrocknen könne, bevor er dann wieder komme. Die Tante hörte der gewundenen Rede aufmerksam zu und sagte dann zu Gotthard: «Sie müssen sich keine Mühe geben, um Ausreden zu erfinden. Wenn Christine gerne mitkommt, ich bin nicht dagegen» und zu dem Mädchen gewandt, «Du bleibst ja hier übernacht, das habe ich mit deinen Leuten so ausgemacht. Wenn du zurückkommst, haben wir Zeit, darüber zu reden.» Christines Wangen röteten sich. Sie schaute verlegen vor sich hin. Der junge Mann aber sagte: «Du hast aber eine gemerkige und vernünftige Tante», streckte ihr die Hand über den Tisch hin, «und ich verspreche Ihnen, ich bringe Christine ohne Gefahr und nicht zu spät zurück.»

Gegen Abend also fuhren die beiden im Kombiwagen talab und durch den Wald und schwenkten bei den alten Gebäuden am Bach ein. Niemand konnte nachrechnen, wie lange die Fahrt gedauert, wie lange der Wagen auf einem Seitenweg im Wald gestanden hatte. Gotthard öffnete das Tor, trat ins Dunkel hinein, machte Licht und sagte: «Komm, jetzt kannst du sehen, wo ich meine Tage verbringe, wo ich ständig an dich denke, kannst auch den prächtigen Prunkofen sehen, den der Meister jetzt eben in Arbeit hat. So weit möchte ich auch kommen und viel ist schon dazu bereit, will schauen, ob dir dieses edle Handwerk gefällt.»

Hand in Hand führte er Christine durch das Lager, an den Maschinen, und dem Ofen vorbei, der noch kräftig Wärme ausstrahlte und in einen Verschlag, der mit reichverzierten Kacheln und einem edelgeformten Fries ausgelegt war. Gotthard setzte eine Reihe zusammen, vom kühn geschwungenen Fuß bis hinauf zum Bild der Abschlußreihe und sagte: «Bei dieser Arbeit muß man höllisch aufpassen, ein ganzer Tag rutscht unter den Händen weg, man vergißt die Stunden, das Essen, das Schlafen, nur dich vergesse ich nicht.» Christine hörte die Begeisterung aus seiner Stimme heraus, sah, wie seine Augen glänzten und war für ihn von Herzen froh. Sie staunte über dieses Werk und die edle Kunst, die sich ihr offenbarte. Er fühlte, wie Christine in seine Freude einstimmte und an dem mühsamen und verdreckten Drum und Dran keinen Anstoß nahm. Als er aber den Arm um ihre Schultern legte, schaute sie zu den hohen Fenstern hinüber und sagte: «Du, wir müssen doch noch Steine aufladen!» Lachend wehrte er ab: «Das mache

«Welch ein Glück, Gotthard, du bist noch da!»

ich morgen früh allein, damit ich zur rechten Zeit wieder in der Sennweid bin.»

Da sie aus dem Schuppen traten, öffnete sich die Türe zur Töpferei und ein Mädchen kam heraus, mit Lehm verschmuntzt und rief: «Welch ein Glück, Gotthard, du bist noch da! Ich komme nicht vom Fleck und will das noch für den morgigen Brand bereitmachen. Komm zeig mir den letzten Kniff!» Gotthard zögerte, sagte, er müsse noch fort. Aber das Mädchen ließ sich nicht abschütteln, ergriff seine Hand, zog ihn zu ihrer Werkbank und sagte: «Bitte entschuldigen Sie die Störung, Fräulein, er ist so ein lieber Kerl, er hat mir noch jedesmal geholfen, er muß mir nur etwas Schuß geben, dann gelingts.» Und wirklich, mit einer kleinen Korrektur und einem winzigen Hinweis, bekam die Bemalung ein neues Gesicht. Mit überschwenglichem Dank und einem verliebten Blick, der nur durch den Schmutz ihrer Brillengläser etwas entschärft wurde, verabschiedete sie sich von ihm und wandte sich wieder ihrer Arbeit zu.

Dann fuhren sie mit des Meisters Wagen zurück in die Sennnweid, diesmal ohne Halt im Wald, denn er hatte versprochen, Christine frühzeitig heimzubringen.

Eine verrückte Idee und bittere Tränen.

Der Winter legte schon früh eine dicke weiße Decke über Matte, Wald und Strauch. Bissiger Wind brach das dürre Holz aus dem Geäst und drang durch alle Ritzen in die Häuser. Erst die grimmige Kälte mahnte die Leute, den Ofner zu rufen, dem sie schon im Sommer berichten wollten. In der Ofenfabrik war Hochbetrieb, die Gesellen weit verstreut auf Kundendienst. Nur der alte Meister saß am langen Tisch in der Werkstatt, da sich die Türe weit öffnete und ein Herr eintrat, ein Architekt, der nicht zum ersten Mal auf den Hocker saß und Bernhard auf die Schulter klopfte. Ohne umständliche Begrüßung begann er zu reden: «In manchem Haus, das ich gebaut habe, hast du, Bernhard, einen schönen Ofen hineingesetzt. Diesmal mußt du einmal für mich persönlich eine gute Arbeit leisten. Ich habe in der Wildi einen alten Stall gekauft und zu einer Berghütte umgebaut. Hütte ist eigentlich nicht das richtige Wort, eine Stube, zwei Doppelschlafzimmer, Küche, Brausebad und Weinkeller. Ölheizung kommt nicht in Frage, ich will einen guten Stubenofen, der das ganze Haus erwärmt, schnell aufheizt, lange gemütlich warm bleibt und da kommst natürlich nur du in Frage. 1600 Meter über Meer, so eine Art Jagdhütte für mich und meine Freunde. Die einzige Schwierigkeit ist der Termin. Ende April habe ich Geburtstag, den fünfzigsten. Ich muß etwas für meine Gesundheit tun, mehr Bewegung, frische Luft. Die Handwerker sind so weit und einverstanden. Zum Geburtstag wird das Häuschen eingeweiht, großes Fest mit Raketen. Mit dem Auto komme ich bis ziemlich nahe herzu, der Rest ist nicht steil. Der Zimmermann hats mit einem Saumpferd herangebracht. Mit dem Schlitten geht es natürlich leichter. Ich weiß, ich komme etwas spät, wollte eigentlich erst im Sommer einziehen, aber dann fiel mir der Geburtstag ein. Findest du nicht auch, das wäre ein bombiger Anlaß.»

Meister Bernhard hatte längst die Brille in die Stirne hinauf geschoben. Er betrachteten den bergfreudigen Mann mit einigem Erstaunen, schüttelte den Kopf und sagte: «Deine tolle Idee in allen Ehren, aber unter uns gesagt, sie ist vollständig verrückt. Wie soll der Ofen austrocknen, wenn nicht gelüftet wird. Wenn du aufmachst, hast du die Stube voll Schnee, wenn nicht, werden dir die Wände grau, verfault das Holz, bevor du fünfzig bist. Ich in meinen alten Tagen, mich bringst du nicht mit zehn Saumpferden dort hinauf. Wenn mein bester Geselle, Gotthard, auf dein Abenteuer einsteigt. Du kannst ihn fragen, aber heute ist er auswärts. Vielleicht kommt er noch vor Feierabend zurück.»

«Du weißt, ich habe viel zu tun», sagte der Architekt, «am Abend bin ich schon wieder über alle Berge. Rede du mit ihm, wenn er einverstanden ist, dann soll er ein Trinkgeld bekommen, wie er noch keins gesehen hat. Gib mir Bericht, sobald du

kannst.» Wieder klopfte er dem Meister freundschaftlich auf die Schulter, und im Rauch aus seiner dicken Zigarre verschwand er durch die Türe.

Zu Beginn der Fastenzeit, Ostern war spät in diesem Jahr, fuhr ein Lastwagen der Ofenfabrik die Bergstraße hinauf, die Fracht mit Blachen bedeckt und oben drauf ein Pferdeschlitten. Just bei der engen Kurve, dort wo der Fahrweg in die Jagrüti abzweigt, blieb er in einem Schneehaufen stecken. Der Mitfahrer fluchte. Aber der Chauffeur zeigte keine Ungeduld. Er löste die Verschnürung, schlüpfte unter die Blachen und warf zwei Schaufeln herunter. «Komm, pack zu, dann bekommst du warm», sagte er und begann nun den Schnee wegzuräumen. Der erste Versuch, wieder flottzukommen, mißlang. — Der Wagen rutschte zurück und drückte den Holzhag ein. Ein kleiner Bub kam von der Jagrüti her, wollte diese Kurzweil aus der Nähe miterleben und schaute den beiden eilig schaufelnden Männern zu. Der immer gesprächige Italiener begann mit dem Bub ein Gespräch. «Geh weg, sonst kommst du noch unter den Wagen. Geh lieber zu deiner Mutter und frag sie, ob sie uns einen heißen Kaffee mit Schnaps geben will.» «Ich habe keine Mutter.» «Dann sags deiner Schwester.» «Ich habe keine Schwester.» «Wie heißest du?» «Toni!» «Hast du eine Tante?» «Ja, drei.» «Also eine von drei Tanten wird wohl für uns einen Kaffee kochen können. Geh spring!»

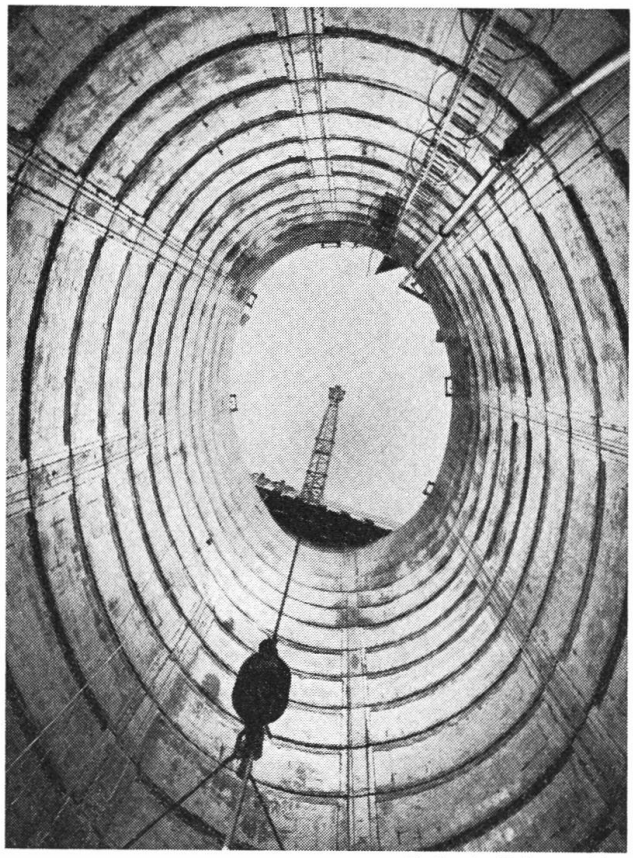


Foto A. Odermatt

Blick aus der Tiefe eines Röhrenschachtes.
Die Pfeiler des Lehnenviaduktes der Autobahn werden in solche Schächte gegossen, damit sie unabhängig vom wandernden Boden auf Fels verankert sind.

Toni zottelte davon und verschwand in der Haustüre. Und tatsächlich, nach nicht zu langer Zeit, kam ein Mädchen und brachte eine Kanne mit Kaffee und zwei Tassen. Sie hatte vom Fenster aus den Firmanamen auf dem Lastwagen gesehen und den einen der Beiden erkannt. Freigebig mit Schnaps angereichert duftet der Kaffee einladend. Während der Italiener mit Wohlgefallen und in kleinen Schlücken schlürfte, sagte Christine zum andern: «Was machst du schon in aller Herrgottsfrühe hier auf der Straße? Den Hag hast du auch zu Boden geritten, wenn das der Vater sieht, dann teilt er dir wieder Lümmel aus.» — «Ich muß einem Halbverrückten den Herzenswunsch erfüllen», gab Gotthard Bescheid, «in seinem Berghaus einen Ofen aufrichten, droben in der Wildi. Jetzt bin ich dann dort eine ganze Woche Einsiedler, wenn du auf Besuch kommen willst.» — «Nein, mach doch keine Spässe», sagte Christine, «dort oben hat der Wind den Schnee zusammengetrieben, ganze Berge. Das wird doch nicht dein Ernst sein!»

«Ja leider», meinte Gotthard mit trüber Miene, «mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten. Der Besitzer, und dazu noch Architekt, will Ende April dort oben seinen Geburtstag feiern, ist fünfzig Jahre alt und immer noch ohne Vernunft.» «Ich bin am Sonntag auf den Ski dort oben gewesen, und was jetzt noch kommt. Es liegt Schnee in der Luft. Wenn du hier schon stecken geblieben bist. Das

ist kein gutes Zeichen. Ich sage dir, kehr um!» redete Christine eindringlich auf ihn ein. «Schick mir den Schutzengel», bat er, «zuerst aber müssen wir schauen, daß wir bald vom Fleck kommen.» Unterdessen hatte sich Vater Johann auf den Weg gemacht, um den Schaden an seinem Holzhag in Augenschein zu nehmen. «Und wer ersetzt mir die Hagstöcke und die Latten, he», rief er zornig. Gotthard steckte seine Schaufel in den Schnee und ging ihm entgegen. «Herr Ratsherr, grüß Gott, ich bitte um Entschuldigung. Ich werde bei meiner nächsten Fahrt Ersatz bringen und den Hag tadellos instand stellen und zwar bevor die Kühe auf die Weide getrieben werden.» «Hat schon mancher versprochen», murrte Vater Johann, «und hinterher haben alle den Finkenstrich genommen.» «Auf mich können Sie sich verlassen, Herr Ratsherr», sagte Gotthard feierlich «ich komme, so wahr ich lebe, hierher zurück.» Er sah, wie sich Christine mit den Tassen und der Kanne zurückzog, schaute ihr wehmütig nach. Wie hätte er ahnen können, daß sein Versprechen vom Wind davon getragen wurde.

Noch am gleichen Abend kam der Wind kalt und in Stössen vom Bergtal herab, wirbelte Schneeflocken durch die Luft und pfiff in allen Ritzen. Dann rauschte Regen hernieder, als wollte er alles überschwemmen. Die Berge blieben hinter grauen Schleiern und Wolkenfetzen verborgen, Hudelwetter übelster Sorte. Wenn auch der Föhn da und dort ein Loch in das Gewölk riß. Nach kurzer Zeit schütteten die Wolken noch heftiger den Regen ins Tal und den Schnee auf die Berge. Am dritten Tag klopfte Christine am Vormittag wohl zehnmal an das Barometer. Der Zeiger blieb unbeweglich auf Sturm. «Was ist denn mit dir los», fragte Mutter Verena, «hast du schlecht geschlafen? Du rennst im ganzen Haus herum, bleibst kaum eine halbe Stunde bei der Arbeit. Was schaust du immerzu aus dem Fenster. Heute ist doch wirklich nichts Schönes zu sehen.» «Ja, da hast du recht. Und schlecht geschlafen habe ich auch. Ich bin einfach zapplig» sagte Christine, «es liegt wohl am Wetter, der Schneedruck liegt mir auf dem Herzen.» «So jung noch und schon so empfindlich», sprach die Mutter, «wenn ich wegen jedem wüsten Tag stöhnen würde.» «Ja, ich weiß, Mutter, du bist bewundernswert gleichmütig», stöhnte Christine, «und geduldig, zum aus der Haut fahren. Ich an deiner Stelle würde hie und da auf den Tisch klopfen und dem Ärger Luuft machen, wenn der Vater nörgelt und seine schlechte Laune hat, alles verdreht und dir die Schuld zuschiebt von dem, was ihm trotz aller Schlauheit nicht gelungen ist.» «Wie dumm redest du daher. Würde dadurch seine Laune besser? Das ist nun einmal seine Art», sprach die Mutter ruhig, «nicht alles ist ihm in seinem Leben gelungen. Bei den letzten Wahlen war es noch schlimmer. Sei zufrieden, er sorgt für uns. Heutigentags ist es nicht leicht, eine große Familie durchzubringen und dazu noch das Erworbene zu vermehren.» «Eben das ist natürlich die Hauptsache», trotzte das Mädchen, «das Geld ist das Wichtigste. Warum war er sofort einverstanden, da Elisabeth mit ihrem Schatz daherkam. Der tolle Wagen hat ihm Eindruck gemacht, der hat ihm mächtig imponiert. Und jetzt, wie sieht Elisabeth aus, wie eine hungrige Geiß, heult halbe Nächte und verliert noch den gesunden Sinn, weil sie nie weiß, wo ihr Mann ist und was er treibt.»

«Mein liebes Kind», beruhigte die Mutter, «du siehst Gespenster. Geh an die frische Luft. Wir müssen noch einkaufen, und Waschmittel sind auch nicht mehr genug da. Ich habe einen Zettel vollgeschrieben. Fahr ins Dorf und hol mir, was wir brauchen, vergiß nicht die Hälfte, nimm deine sieben Sinne zusammen, wenn du kannst.»

Wenige Minuten darnach fuhr der Wagen von der Sennweid durch Regen und Sturm dem Tal zu. Und kaum zwei Stunden später saß Christine in Barbaras Zimmer auf dem Bettrand, das Gesicht in die Hände vergraben und heulte, zerrann fast gar vor Elend und Herzweh. Ihre Freundin geriet darüber nicht groß in Aufregung, sie hatte in allen Lebenslagen ein heiteres Wort bereit: «Laß die Tränen rinnen, liebe Christine, aber bedenke, wenn du so viel Flüssigkeit verlierst, mußt du auch

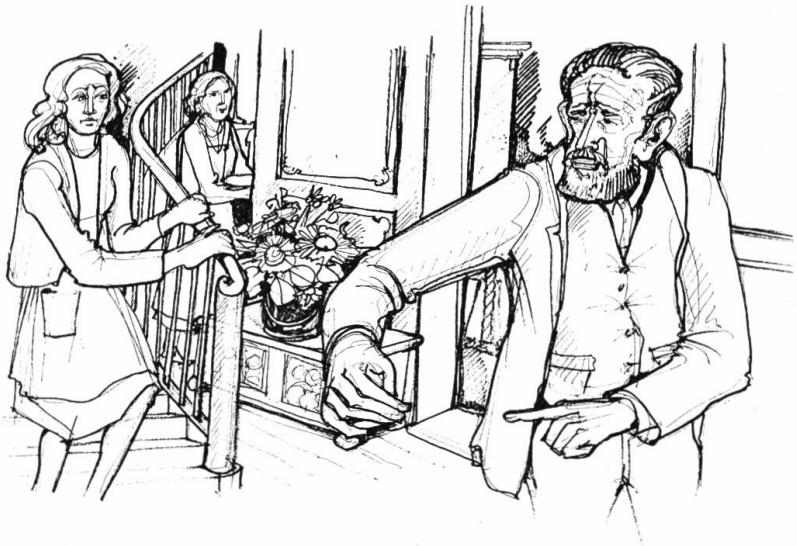
nachgießen. Ich hole dir ein Klosterfrauen-Likör, das wird dein Herz stärken, denn wie mir scheint, bis du in die Fallstricke deiner Berufswahl gefallen. Du willst wahrscheinlich ins Kloster gehen, und weißt nicht in welches.»

Ein Gläschen mit einem gelben, duftenden Saft wurde hingestellt. Barbara strich der Weinenden sanft über das Haar, wartete geduldig, bis ihre Freundin zu reden begann: «Du hast recht. Es hat alles keinen Sinn. Mir ist, als hätte ich ihn das letzte Mal gesehen. Und wenn er wiederkommt, der Vater wird ihn mit höhnischen Worten aus dem Haus verjagen. Er wird gehen. Ich weiß, er wird sich nicht verspotten lassen, wird nicht zurückkriechen. Er braucht es nicht zu tun. Wenn du wüßtest, wie ihm die Mädchen Augen machen, wie sie ihm nachstaunen. Er wird aus dem Haus gehen und fort, ohne noch den Kopf zu wenden. Das zerreißt mir das Herz.»

«Und die Mutter?» frug Barbara, «ist doch eine kluge und liebe Frau. Mütter verstehen es doch, den Männern Steine aus den Händen zu nehmen und Gold zu machen daraus.» Schluchzend gestand Christine: «Sie weiß doch nichts davon. Ihr kann ich das nicht auch noch aufladen, sie hat übergenug zu tragen. Aber das weiß ich, meine Mutter würde mir helfen.»

«Du bist altmodisch, mein Kind», sagte Barbara lächelnd, «ich weiß von zwei jungen Leuten, sie haben zusammen eine kleine Reise gemacht und von einem lieblichen Ufer aus eine Ansichtskarte nach Hause gesandt, auf der in krummen Buchstaben geschrieben stand: 'Wir teilen Euch mit, daß wir am 14. Februar den Bund des Lebens schließen werden. Mit herzlichen Grüßen!' Diese beiden haben die Widerstände zuhause nicht tragisch genommen.»

Empört sprang Christine auf. «Du bist verrückt! Mit dir kann ich also auch nicht reden!» Alle begütigenden Worte fruchteten nichts. Christine schlüpfte in ihren Mantel und stürmte aus der Türe.



«Du bleibst hier!» donnerte der Vater.

Wie der Helikopter dröhnt.

Am übernächsten Morgen riß der Föhn hellgrüne Löcher in die Wolken, jagte den Nebel in Streifen den Bergen nach. Gegen Mittag fuhr ein Polizeiwagen, voll besetzt die Bergstraße hinauf. Später folgte ihm ein Lastwagen mit Männern, junge bergtüchtige Leute. Von Haus zu Haus wurde die Kunde weitergegeben, in der Wildi sei eine Lawine niedergegangen, dort wo seit Menschengedenken nie eine solche gesehen worden sei. Habe den Wald und Skifahrer mitgerissen und alles verschüttet.

Männer vom Bergklub rückten als Verstärkung nach. Ein Helikopter kam mit Gedröhn über den Berggrat geflogen, nahm auch die Richtung auf die Unglücksstätte zu. Erst nach seiner Rückkehr konnte man erfahren, daß das neue Berghaus unter den Schneemaßen liege.

Dieser Bericht traf Christine wie ein furchtbarer Schlag. Jeder Bewegung unfähig sank sie auf einen Stuhl, klammerte sich an den Tisch und war nicht imstande, ein Wort zu sprechen. Dann blitzte ihr der Gedanke auf, Gotthard sei vielleicht schon längst heimgefahren. Ohne auf ihre Leute zu achten, stürmte sie ans Telefon und wählte die Nummer der Ofenfabrik und fragte, ob Gotthard zu sprechen sei. Die tiefe Baßstimme des Meisters gab ihr Bescheid, er werde heute oder morgen zurückkommen, er sei in der Wildi. Verzweifelt sprang das Mädchen durch Stube und Kammer und rief: «Sie wissen es nicht. Wie können sie das wissen. Sie suchen die Skifahrer und wissen nicht, daß Gotthard in der Hütte vergraben ist.» Dann suchte es die Nummer der Polizei und griff wieder zum Telefon, meldete in hastigen Worten, daß ein Mann in dem verschütteten Haus liege.

Was nützten die beruhigenden Worte des Polizisten, die Angst und der Schrecken blieben in dem Herzen, das um seinen Liebsten bangte. «Ich gehe hinauf», rief sie, «ich fahre mit dem Wagen, soweit ich kann. Ich nehme die Ski mit.»

«Du bleibst da!» donnerte der Vater. Christine blieb erschrocken stehen, faßte mit beiden Händen nach dem Treppengeländer und sagte: «Du kannst mir nicht verbieten, zu ihm hinauf zu gehen. Wer weiß, ob er noch lebt.»

Die Angst im Gesicht des Mädchen, Entschlossenheit alles zu wagen, milderten die Härte seiner Stimme: «Komm jetzt in die Stube. Was willst du mitnehmen? Wir müssen das zuerst bereden. Kopflos hinaufrennen, das nützt wenig. Die Arbeit dort oben ist kein Kinderspiel. Komm setz dich an den Tisch!» Zögernd kam sie zurück. Was der Vater sagte, schien ihr vernünftig. Wenn er aber versuchen wollte, sie mit schlauen Worten zu überreden, dann würde er auf Granit beißen. Nichts konnte sie zurückhalten.

Während er auf sie einsprach, dröhnte wieder der Helikopter über die Häuser hinweg: «Meinst du, sie lassen dich herzu? Willst du Balken aus dem Schnee klauben, mit bloßen Händen? Da liegen Tannen und Wurzeln, mächtige Steine in Dreck und Schnee verklemmt. Die jagen dich fort. Was hat hier ein Mädchen zu tun und warum? Willst du ihnen zur Kurzweil eine Liebesgeschichte erzählen, von der nicht einmal dein Vater etwas weiß. Wirst nur zum Gespött! Bist doch nicht auf den Kopf gefallen. Das kannst du dir an den Fingern abzählen, was du da zu nützen hast. Bist doch sonst immer ein vernünftiges Mädchen. Willst ihnen eine Kanne Kaffee bringen. Du hörst ja, wie der große Vogel Krach macht. Der bringt ihnen Schinken und Braten und noch Schnaps dazu. Was macht dein Rucksack voll schon aus. Da sind ja wohl vierzig Männer am Werk. Von mir aus kann Kaspar hinauf fahren und dir Bericht bringen. Warum du so an dem Ofner hängst, davon kannst du mir dann berichten, wenn er wieder munter und gesund ist. War wohl in der Hütte weniger in Gefahr, als die Skifritzen, die Esel, die bei solchem Wetter einen Hang überqueren. So, und jetzt koch du mir ein gutes Essen!»

Auch im Hügelhaus zu Gotthards Mutter drang die Schreckenskunde schon am Vormittag. Vater Verekund war nicht daheim, arbeitete an einer weitabgelegenen Baustelle und war telefonisch nicht zu erreichen. Auch Peter konnte nicht berichtet werden. Die Mutter hoffte, sie würden wohl sonstwie von dem Unglück erfahren und direkt in die Wildi hinauf fahren. In ihrer Not suchte sie mit Onkel Jakob Verbindung zu erlangen und ihn um Rat zu fragen. Dieser wollte nur wissen, wo Verekund zu finden sei und sagte, er komme sofort.

Stunde um Stunde verging. Schon brach der Abend herein, die Nacht, die wohl jede Sucharbeit zunichte machte. Stani war von der Schule heimgekommen, hatte die Mutter mit verweintem Gesicht angetrof-

fen, vom langen Warten und Bangen elend, im Lehnstuhl sitzend, mit dem Rosenkranz in der Hand. Erst später erfuhr sie, daß Onkel Jakob mit dem Vater in die Wildi hinauf gefahren war. Stani wollte verzweifeln, wollte nicht glauben, daß nun sein lieber großer Bruder in einem kalten Grab verschüttet liegen müsse, just wegen dem Ofen, den Gotthard gegen Vaters guten Rat und wider seinen Willen hatte aufrichten wollen. «Siehst du Stani», seufzte die Mutter, «auch wenn ein Kind groß und stark geworden ist, selbständig, wie sie so gerne sagen, auch dann trägt der Ungehorsam schlechte Früchte. Wenn das Haus über ihm zusammengebrochen ist, und die Riesenlast des Schnees auf ihm liegt, wie sollte er sich bewegen können, wie noch zu Atem kommen. Nur die Hand des Allmächtigen kann ihn noch retten, zu ihm wollen wir rufen und flehen.» So half Stani in der dunkeln Stube den Rosenkranz beten, den Psalter und ohne Ende, bis die Mutter vor Müdigkeit in einen leisen Schlummer fiel.

Foto W. Flury

Das Kant. Schützenfest war ein großer Erfolg.
Landammann und Militärdirektor German Murer übergibt dem OK-Präsidenten Oberst Meinrad Amstutz vor dem Winkelried-Denkmal die Fahne.

Von den Skifahrern hatten sie bis zum Einnachten drei gefunden, einen Toten und zwei Lebende. Den einen, mit gebrochenem Genick, fuhr der Spitalwagen zu Tal, die andern trug der Helikopter davon. Auch diese Nachricht kam in die Jagrüti und brachte wenig Trost und auch der Bescheid nicht, daß sich wieder Männer gemeldet haben, die zur Hilfe bereit seien. Christine wollte nicht zur Ruhe gehen, sie wußte, daß an Schlaf nicht zu denken war. Mutter Verena blieb in der Stube und hoffte, durch das Telefon einen Bericht zu erhalten. Auch wollte sie ihre Tochter in dieser Verfassung nicht allein lassen. Die Unruhe und Angst trieb Christine von einem Zimmer ins andere. Sie versuchte eine Arbeit in die Hand zu nehmen, um die schrecklichen Bilder zu verscheuchen, die ihr den Geliebten als verstümmelte Leiche zeigten, oder wie er in fürchterlicher Not mit den letzten Kräften um sein Leben kämpfte. Und wenn sie wieder auf die Uhr schaute, war der Zeiger nur wenig vorgerückt. — Sie hatte ohne Tränen, in dumpfer Ohnmacht diese Stunden überwunden. Da sie nun das gleichmäßige Murmeln der Mutter vernahm, rückte sie in ihre Nähe und betete mit. Nach und nach spürte sie, wie sich die Klammer in ihrer Brust langsam löste, wie sie leichter atmen konnte und wie sich ihr Worte auf die Lippen drängten. In dieser Stunde berichtete sie ihrer Mutter alles, was sie bisher zu verheimlichen suchte. Sprach von ihrer Liebe, die unvermutet über sie gekommen war, ein Gefühl, das sie vorher nie gekannt, eine Gewißheit, die unverrückbar, glühend und ohne Zweifel war. Erzählte ihr vom ersten Tanz bis zum nächtlichen Besuch in seiner Werkstatt und was seither geschehen und erkannte zugleich, wie ihre Mutter sie innig liebte. Vernahm aus Mutters Worten, welche Kraft aus der Ergebung in Gottes unerforschlichem Willen hervorwuchs, und erfuhr, aus welcher Quelle die Mutter schöpfte, die jedes Leid zu lindern vermochte. Eine Nacht der Todesnot, die aber auch einen helleuchtenden Kristall enthüllte.

Ich bin die Mutter, ich warte.

Erst am Nachmittag brachte das Spitalauto den zweiten Toten zu Tal und auf der andern Bahre neben ihm in dicke Dekken gehüllt, bis zur Nase eingemummt Gotthard, die Augen und Stirne verbunden, um den durchgefrorenen Körper vor jedem Luftzug zu schützen.

Beide wurden durch die große Türe ins Spital getragen, reglose Gestalten, den einen in die Totenkammer, den andern in ein vorgewärmtes Bett, damit der erstarrte Körper vor der Operation sich langsam an die Zimmertemperatur gewöhnen konnte, bevor der Chirurg sein Messer zückte.

Schon am Abend kam eine Frau ins Spital. Sie trug ein Köfferchen in der Hand. Da in der Empfangshalle niemand zu sehen, und die Kabine mit der Aufschrift «Auskunft» leer war, suchte die Frau im langen Korridor und dann im ersten Stock nach einer Pflegerin, um sich zu erkundigen, in welchem Zimmer der Verunfallte vom Lawinenunglück liege. Sie erhielt den Bescheid, der Patient befinde sich noch im Operationssaal, überhaupt sei jetzt nicht Besuchszeit, sie solle wieder heimgehen und anderntags so gegen zwei Uhr wiederkommen. Die Frau war mit dieser Auskunft nicht zufrieden, blieb in einer Ecke stehen und wartete. Das Köfferchen neben sich am Boden, eine schwarz gekleidete Gestalt, die unbeweglich im Halbdunkel stand, bis eine weißgekleidete Schwester sie ansprach und ihr erklärte, sie müsse jetzt das Spital verlassen, es sei schon längst Nachtbetrieb.

«Ich bin die Mutter», sagte sie, «ich warte», und blieb stehen. Nach einiger Zeit kam die Pflegerin zurück. Sie hatte wohl den unbegsamen Willen dieser Frau erkannt und empfand Erbarmen mit ihr. «Kommen Sie, ich gebe Ihnen einen Stuhl in meinem Office», sagte sie, «ich lasse die Türe offen, dann sehen Sie, wenn sie ihn auf dem Wagen ins Zimmer fahren.» Dort blieb sie aufrecht sitzen, den Blick unverwandt auf den spärlich erleuchteten Korridor gerichtet, unendlich dankbar für die Güte der Schwester.

Und dann, als der Patient gebracht wurde, sie erkannte ihn sofort, trat sie unter die Türe, um zu sehen, in welches Zimmer er gefahren wurde. Sobald die Schwestern zurückkamen und wieder Ruhe eingekehrt war, schlich sie hinein und setzte sich an das Fußende des Bettes.

Ruhig atmend lag er da, nur dann und wann aufschreckend, als ob ihn ein Schmerz wecke. In dem Schlauch, der von einem hohen Ständer herabhing und bis zu seinem Arm reichte, tröpfelte ein grünlicher Stoff unaufhaltsam. Nach langer Zeit kam ein junger Arzt, war erstaunt, diese Frau am Krankenbett zu sehen, prüfte den Herzschlag, befühlte die Stirne des Patienten und sagte: «Wenn er erwacht, dann drükken Sie hier auf den Knopf, dann kommt die Nachtwache.» «Wird er wieder gesund?» fragte sie, «ich bin die Mutter. Er ist mein Ältester und mein liebster Bub.»

Der Arzt betrachtete den großen, starken Mann in den Kissen und sagte: «Ja, der Bub wird mit der Zeit schon wieder herumspringen, nur mit dem Bein muß er noch lange Geduld haben. Bis jetzt sind wir mit ihm zufrieden, trotzdem er in schlechtem Zustand eingeliefert wurde.» «Vielen herzlichen Dank», sagte die Mutter und nahm die Hand des jungen Doktors in ihre beiden Hände, «ich habe mitgebracht, was er am Nötigsten hat.» Lächelnd verabschiedete sich der Arzt und ließ die gute Mutter bei ihrem Sohn.

Jedesmal wenn er den Kopf bewegte, tief Atem holte, flüsterte sie: «Gotthard!» Und einmal schon halblaut: «Gotthard, ich bin da!» Und tatsächlich er schlug die Augen auf und erkannte sie, versuchte ein Wort zu formen, versank aber wieder in den Schlummer mit gelösten Zügen und einem glücklichen Frieden auf dem Angesicht.

Beim nächsten Erwachen gab sie der Schwester das Zeichen, und da sie eintrat, den Zustand des Patienten überprüfte, das Gefäß auf dem Ständer nachfüllte und den Vorhang am Fenster einwenig zurückzog, stand Frau Marianne auf und sagte: «Ich will Euch jetzt nicht mehr länger im Weg stehen. Zeigt ihm, was ich für ihn mitgebracht habe. Ich bin jetzt schon zufrieden.

Ich habe ihn gesehen, er lebt.» Mit diesen Worten trat sie leise zur Türe und verschwand. Durch das große Fenster im Korridor sah sie die schmale Sichel des Mondes über dem Berg und schritt dann aufrecht und entschlossen in die Nacht hinaus.

Wie Krapfen eingeschmuggelt werden.

Der nächste Besuch kam von der Sennweid. Noch war die Türe von Gotthards Krankenzimmer mit der Aufschrift garniert «Besuche untersagt», trat munter und unternehmungslustig Frau Berta an das Krankenbett und erkundigte sich nach dem Befinden, brachte einen Papiersack voll Krapfen und sagte: «Sie werden dir natürlich jämmerliche Krankenkost verabreichen, Schleim und Brei und solches Zeug. Ich weiß ja, wie gern du Krapfen hast, nimm nur, das gibt dir Kraft. Ich habe sie für dich im feinsten Anken gebacken. Red nicht, das strengt dich an. Was du für eine miese Luft hast hier. Ich möchte dir nur gönnen, du könntest an der wohligen Wärme liegen, den dein Ofen ausstrahlt. Ich sage dir, ein Wunder ist dieser Ofen! Bis an mein seliges Ende werde ich dir dankbar sein. Am Morgen schon, wenn ich einheize, denke ich an dich und wenn ich mir den Rücken wärme, ist mir, als ob du in der Stube säßest, so gemütlich.» «Ich habe in dem finsteren Loch unter dem Schnee auch daran gedacht, ob es nun in Eurer Stube schön warm sei. Ich hätte dort ein wenig Wärme brauchen können.»

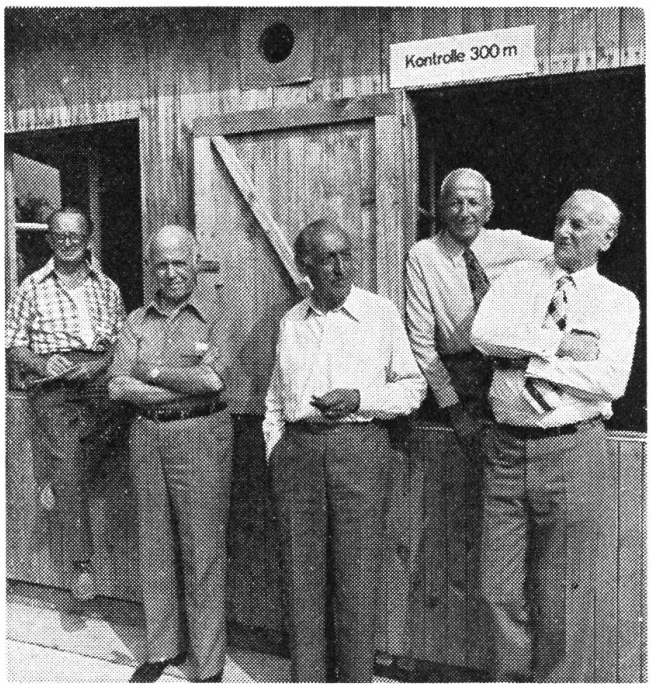


Foto W. Flury

Stellvertretend für die über hundert Mitarbeiter am Kantonalen Schützenfest Nidwalden, stehen die unentwegten Veteranen vor ihrem Kontrollbüro: Erwin Schenker, Johann Leuthold, Karl Schmid, Arnold Christen u. Bläsi Christen.

«Und damit du's weißt», unterbrach sie ihn, «Christinas Vater habe ich die Leviten gelesen, aber zünftig. Ich habe ihn gefragt, ob er eigentlich meine, er sei Gott Vater. Mir hat er ja den Verkauf der Bauplätze elegant hintertrieben, mit Schlichen und Ränken. Aber das mit dir und der Christine, das wird ihm nicht gelingen, so wahr mir Gott beisteht. Wir werden ihm die Zauberkunststücke schön austreiben, die Verena und ich. Sag einmal, wie ist das so unter dem Lawinenschnee auf die Helfer zu warten?»

Soweit dies die Schmerzen zuliessen, hörte Gotthard mit Vergnügen der eifrigen Rede zu. Er war aber noch nicht imstand, lange Erklärungen abzugeben. «Langweilig» sagte er. Sogleich fuhr sie wieder fort: «Ein Glück, daß du beim Ofen gelegen bist. Ich weiß alles. Der Othmar hat mir dies haargenau erzählen müssen. — Jetzt habe ich ihn doch einmal zu reden gebracht. Der Ofen hat dich gerettet. Du wußtest ja, wie fest du ihn gebaut hast. Nur der zerbrochene Balken, der sich in dein Bein gebohrt hat. Das ist ja fürchterlich. Und mit diesen Schmerzen die ganze lange Zeit zu warten.»

«Der Ofen war auch nicht geheizt», lachte Gotthard. «Sei still, jede Bewegung schadet dir», begann Frau Berta wieder, «nur damit du es weißt, darum bin ich auch schon jetzt gekommen. Ich habe mich von der Schwester nicht abschrecken und abschütteln lassen. Wir haben jetzt eine Verschwörung angezettelt, der allmächtige Ratsherr wird jetzt eingewickelt, wie eine

Spinne die Fliege umgarnt. Damit du Bescheid weißt, wenn Christine kommt. Das ist mein Dank für den geretteten Ofen in meiner Stube. Wenn ich dir alles sagen würde, bekämest du noch Fieber. Das will ich nicht. Ich gehe jetzt, schleiche mich hinaus, wie ich gekommen bin. Vergiß die Krapfen nicht. Für den Fall, daß dir verboten wird davon zu essen. Ich stecke sie dir unter die Decke, so kannst du sie mit der freien Hand erreichen. Jetzt leb wohl, komm bald gesund zu mir auf die Sennweid, dann will ich dir noch mehr berichten, stundenlang.» Aus ihrem Täschchen zog sie ein Nastüchlein, wischte ihm den Schweiß von der Stirne, fuhr auch noch mit der Hand zärtlich darüber und wendete sich dann winkend der Türe zu.

Wenn nicht der Teufel seinen Schwanz hineinsteckt.

Sein Vater kam zu Besuch ins Spital mit Tränen in den Augen und einer Flasche Bätziwasser zur Stärkung. Stani schlich hinter ihm her und setzte sich auf die andere Bettseite, den Würgi im Hals und zahm wie ein Meerschweinchen. Nach den besorgten Fragen wegen den Schmerzen und dem Schlaf, sagte Stani, unbekümmert wie die Jugend ist: «Nun ist natürlich Schluß mit dem Fußball auf unserem Mattli und mit dem Klettern in den Bergen, aus und vorbei!» «Im Augenblick habe ich dazu auch wenig Lust», meinte Gotthard, «weißt, sie haben mir einige Knochensplitter mit Draht zusammengebunden und Eisenstücke verschraubt. Jetzt müssen wir abwarten. Wenn sie nicht Rost ansetzen, dann wird wieder ein ganz brauchbarer Oberschenkel daraus.»

Der alte Meister kam ins Spital, trug ein Paket unter dem Arm, stellte es vorsichtig neben das Nachttischli und meinte: «Ein Tropfen Wein, seit Jahren in meinem Keller gelagert für einen festlichen Anlaß, ein edler Burgunder, jetzt habe ich ihn geholt. Das gibt dir Kraft. Habe noch manche solche Flasche. Die letzten zwei trinken wir dann zusammen, wenn du wieder heimkommst.» Und nach Gotthards gerührtem Danken fuhr er fort: «Ich habe nicht gewußt, daß meine Frau dich so gern hat. Während den ersten Tagen ist sie ständig mit dem Nastüchlein im Gesicht herumgefahren und die Augen waren dick geschwollen von den Tränen. Jetzt, da es dir besser geht, backt sie Kuchen für dich, aber keiner gelingt ihr gut genug. Ich muß die mißratenen aufessen. Sie läßt dich herzlich grüssen.»

Nicht lange sprachen die beiden von Schmerzen und Pflege. Der Meister begann zu jammern, wie er in seinem Betrieb nicht mehr vorwärts komme, Arbeit im Übermaß und niemand, der aufpaßt. «Ich mag auch nicht mehr, wie in meinen jungen Tagen», klagte er, «für ein neues Haus sollte ich einen Ofen bauen, passend zu modernen Bildern, rote und blaue Kleckscreien. Kann mich nicht mehr umstellen auf diese Kapriolen. Aber du hast doch in deinem Kurs in Bern solche Kacheln entworfen. Wenn es dir hier langweilig wird. Ich kann dir die Pläne einmal zeigen. In dem Paket findest du auch einen Zeichenblock und Farbstifte, wenn du Lust dazu bekommst, wäre ich froh.»

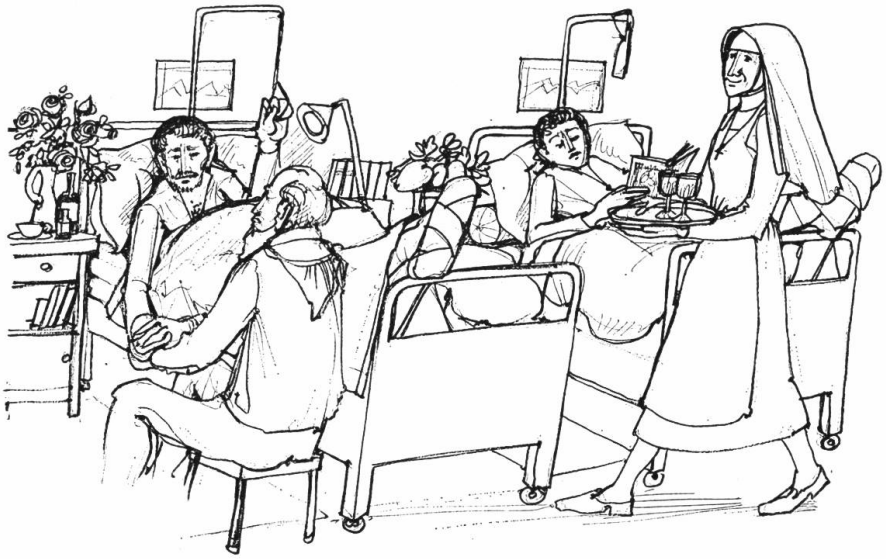
Als ihm der Meister die Hand zum Abschied bot, hatte auch er nasse Augen.

Eines Tages platzte der schwarze Onkel ins Krankenzimmer hinein. «Gott sei Dank, du siehst noch recht munter aus! Was habe ich mich um dich gesorgt, Götti, habe ein Heidengld für das Haus bezahlt, nur um die schönen alten Kacheln zu bekommen. Für deine erste selbständige Arbeit habe ich sie gekauft, damit du einen ruhmreichen Anfang machen kannst. Und dann liegst du mir tagelang unter den Lawinenschnee, ist das eine Bescherung! Ich habe mit dem Doktor gesprochen, nach seinen Worten ist dein Bein zu Apfelmus zerdrückt worden. Und mit der Blutzirklation soll dort oben in dem Kühlschrank auch nicht mehr alles geklappt haben. Sag mir, kannst du deine Zehen wieder bewegen?» «Lieber Onkel Jakob, sei getrost», sagte Gotthard und lachte dazu, «ich kann mit ihnen Klavierspielen. Und ich kann dich zu einem Glas Wein einladen. Ich habe Vorrat und Nachschub ist zugesagt. Nimm nur die

Flasche dort aus dem Schrank, Schloßabfüllung, Chauteau de Santenay, nur mußt du meinem Zimmerkameraden auch ein Glas anbieten. Er hat das linke Bein im Gips und ich das rechte. In der Geisterstunde tauschen wir aus, dann gehen wir abwechslungsweise spazieren.»

«Welch ein Glück», lachte der schwarze Onkel, «du hast deinen Humor also nicht verloren.» Ehrfurchtsvoll betrachtete er die Etikette der Flasche. Du hast also noch einen zweiten Götti? Trinken wir auf sein Glück', an mir hat es sich nicht bewahrheitet.» Dann sich plötzlich aufrichtend und mit fester Stimme: «Aber dir, Gotthard, soll der Kaminfeger Glück bringen. Dessen kannst du gewiß sein. Du wirst es erfahren. Prosit!»

Vom Spital weg fuhr Onkel Jakob mit seinem Wagen direkt zu Gotthards Meister. Nebel lag zwischen den hohen Tannen des Waldes, aber die schlechte Sicht hinderte ihn nicht daran, ein lustiges Liedlein zu pfeifen und munter zu kutschieren.



Einen so köstlichen Wein trinkt man nicht aus dem Zahnglas, feingeschliffene Gläser gehören dazu.

Wohl und den Nachschub werde ich dir besorgen.» Die Schwester trat ins Zimmer, eine gütige und besorgte Pflegerin und tat entrüstet: «Was, Sie sind imstande, einen so edlen Wein in ein Zahnglas zu gießen. Sind Sie ein Barbar? Ich hole schöne geschliffene Gläser, wie es sich gehört» So wurde der Besuch des schwarzen Onkels zu einem kleinen Fest, bei dem viel und laut gelacht wurde, bis Onkel Jakob in eine wehleidige Stimmung verfiel und mit einem tiefen Seufzer begann: «Hätte ich vor zwanzig Jahren genug Geld gehabt, um einen solchen Wein zu kaufen, hätte ich meiner lieben Frau dann und wann einen solchen Tropfen anbieten können, vielleicht wir wären heute noch ein glückliches Paar. Das alte Sprichwort 'Kaminfeger bringen

Auch nach dem Feierabend saß Meister Bernhard in der Werkstatt über seine Arbeit am langen Tisch gebeugt und war nicht übel erstaunt, da Onkel Jakob ohne anzuklopfen bei ihm eintrat. Die beiden begrüßten sich wie Freunde, kannten sich seit Jahren von berufswegen und hatten schon manche köstliche Stunde zusammen verlebt. Ohne lange Umschweife kam Jakob auf sein Anliegen zu sprechen: «Du weißt ja, dein bester Mann, der jetzt im Spital liegt, das ist mein Götti. Ich habe ihn heute gesehen, habe mit dem Arzt gesprochen. Wenn der Teufel nicht noch seinen Schwanz dazwischen steckt, kann alles wieder gut werden.» «Ich hoffe auch und erwarte ihn dringlich», unterbrach ihn der Meister, «jede Woche ohne ihn, ist mir

nicht nur ein großer Verlust, ist mir auch eine Plage. Er fehlt mir an allen Ecken und Enden, und meine Frau jammert und schimpft, weil ich mich mit der Arbeit übertun muß.»

Bedächtig wiegte Jakob den Kopf hin und her und sagte: «Da komme ich nun wohl mit meinem Anliegen nicht gut zupaß. Ich habe nämlich einen Prachtsofen gekauft, ein Prunktück aus herrschaftlicher Zeit. Er liegt noch in Kisten verpackt, würde der schönsten Ratsstube oder einem Klostersaal wohl anstehen. Gotthard wäre imstande, den Ofen an passendem Ort aufzurichten. Nur möchte ich gerne, er könnte dies auf eigene Rechnung, sozusagen als sein Meisterdiplom tun, wenn du ihm dabei behilflich wärest. Noch liegt er ja übel zugerichtet in seinem Gipspanzer und ich habe ja auch noch keinen Käufer. Ich möchte dich nur rechtzeitig anfragen, ob du ihm eine solche Chance geben würdest, wenn das Glück gut spielt.»

Meister Bernhard schien von dieser Idee wenig begeistert zu sein. «Wenn er wieder arbeiten kann und keinen bleibenden Schaden in Kauf nehmen muß, dann habe ich hier Arbeit für ihn mehr als genug. Ich will nicht schlankweg nein sagen. Ich möchte ihm einen guten Aufstieg gönnen und auch dazu helfen, aber Gotthard ist mein bester Mann, sozusagen meine rechte Hand, hat den Kopf bei der Arbeit, zählt nicht die Minuten bis zum Feierabend, verlangt Entschädigung für zehn Minuten Überstunde. So etwas habe ich mit ihm nie erlebt. Er ist auch gut ausgebildet und hat Erfahrung. Aber ich, in meinen alten Tagen, muß eher nach einem Nachfolger Ausschau halten, als nach einem Freund, der in meiner Werkstatt auf eigene Rechnung schafft. Das wirst du begreifen.»

Nickend stimmte Jakob zu und fügte bei: «Ich glaube fast gar, wir schweben in den blauen Lüften. Zuerst muß Gotthard auf seinem vermorxten Bein stehen können, muß er humpeln lernen und dann marschieren. Das braucht noch viele Wochen Geduld. Kommt Zeit, kommt Rat! Nimm mir nicht krumm, daß ich davon gesprochen habe. Ich bin ja zufrieden, wenn er wieder richtig gesund bei dir schaffen kann.»

Gemütlich plaudernd blieben sie beisammen, schlenderten dann durch den Betrieb. Jakob interessierte sich um jede begonnene Arbeit und ließ seine Blicke ringsum schweifen, bis an die hohe Decke hinauf. Unvermutet stand Bernhards Frau vor ihnen und sagte: «Wo muß ich dich auch suchen und was seh ich, Jakob, Ihr seid auch ein seltener Gast geworden. Jetzt ist aber Zeit ins Haus, und Ihr kommt gleich mit hinüber, habe noch einen kalten Braten, er wartet auf einen tüchtigen Esser. Bernhard, du holst dann gleich den Wein im Keller.»

«Ein guter Vorschlag, liebe Frau», stimmte Bernhard ihr zu, «und dir, Jakob schadet es auch nicht, wenn du wieder einmal gehorchen mußt.» Jakob, dem hundert Gedanken gleichzeitg um den Kopf surrten, war gerne einverstanden und schritt vergnüglich hintennach.

Wie er Angst und Not, Schmerz und Unglück vergessen konnte.

Am Tag, nachdem Gotthards Zimmerkamerad heimtransportiert wurde, erschien Christine unter der Türe, ein strahlendes Lächeln auf dem Gesicht, hätte ihm gerne beide Hände entgegengestreckt, wenn sie frei gewesen wären. So aber begnügte sie sich damit, rasch näher zu treten und ihm einen lieben Kuß auf die Lippen zu drükken und dann lange, Wange an Wange über ihn gebeugt zu bleiben. «Endlich kommst du, lieber Schatz», flüsterte er und umschloß sie mit beiden Armen. Die beiden Taschen eine nach der andern, fielen zu Boden. Christine wäre ja über ihn gefallen, hätte sie sich nicht auf den Bettrand stützen können. Dann begann sie seine Stirne zu streicheln, ihm die Haare aus dem Gesicht zu wischen, mit der Hand über die Augen und Wangen zu fahren in unendlicher Zärtlichkeit und ganz nahe ins Ohr hauchte sie: «Du lieber du, wie habe ich auf diesen Augenblick gewartet und mich gesehnt, am Tag und in der Nacht, diese lange, lange Zeit, am Morgen schon, beim Erwachen und abends bis in den Traum

hinein.» «Deine Briefe, Christine, ich danke dir für jeden aus ganzem Herzen», sagte er leise, «aber jetzt bist du da, bist du endlich gekommen zum großen Glück.»

Vergessen war die Angst, die Not, die kummervollen Tage und Wochen, die nicht enden wollten, die verletzenden Worte des Vaters, Hanspeters lästige Besuche, Tonis kindische Sticheleien und all das Weh, das in ihrem Herzen wühlte. Immer wieder griff sie nach seiner Hand, fand eine neue Art, ihm ihre Liebe und Zärtlichkeit empfinden zu lassen. — Nicht viele Worte brauchen sie, um das Glück dieser Stunde zu steigern. — Ein Blick, der sich in die Augen des Geliebten versenkt und dort, weit innen das Feuer weckt. Das Gefühl nahe zu sein, die Hand zu halten, die sie durch das Leben führen wird.

Nur die Krankenschwester, die lautlos eintritt, unterbricht für einen Augenblick das Hochgefühl. Mit einem verständnisvollen Blick erfaßt die Pflegerin, daß jetzt jegliche Hilfeleistung überflüssig, und verschwindet so leise, wie sie gekommen ist. Dann greift Christine in die Tragtasche, die noch immer am Boden liegt, breitet ein seidenes Tüchlein vor ihm aus. «Für die Nacht, wenn dir kalt ist, um den Hals», sagt sie, «auf die Spitzen am Rand ist manche Träne gefallen. Tante Berta hat mir Krapfen mitgegeben, mit Sorgfalt gebacken und nur die schönsten herausgesucht.» Aus einem Seidenpapier enthüllt sie einen Spiegel, die Rückseite und den Griff mit Samt überzogen, mit Goldborte garniert. «Wenn du dich rasierst und am Morgen siehst, daß es dir besser geht, jeden Tag etwas leichter wird». Was sie während langen, einsamen Abenden in ihrem Zimmer für ihn genäht und verziert hat, legt sie auf seine Decke und vergißt nicht, seiner Freude noch einen Kuß beizufügen. — «Christine», sagt er, «so viel Liebe kommt mir aus all den Geschenken entgegen, wie danke ich dir», und ernst, mit Wehmut in der Stimme, «und dann, wenn ich nicht mehr zu vollen Kräften komme, wenn ich ein Krüppel bleibe?» — «Nicht jetzt», wehrt sie sich, «du lebst und das ist alles.»

Foto B. Wymann

Vielleicht war dieser ehemalige Schützenkönig auch diesmal dabei.

Wie ein Schatten, der am sonnigen Tag über die Matte zieht und hinter ihm schon wieder die goldenen Strahlen der Sonne einfallen. So ist für beide der kummervolle Gedanke verscheucht, verflogen und vergessen. Die Zukunft steigt wie ein herrliches Bild herauf, gemeinsam und glücklich durch das Leben zu gehen. Und dann will sie noch Antwort auf die vielen Fragen, die sie gequält und gemartert haben: «Wie war das dort in der Hütte die lange Zeit unter dem Schnee?» Sogleich verdürstert sich seine Miene. Er denkt nicht gerne daran zurück. «Ein Kampf um Luft, ein

Kampf mit dem Schmerz», sagt er bitter, «ein Abschiednehmen von dir, von Vater und Mutter und allem, was mir lieb geworden ist. Die eine Hand konnte ich bewegen, bald nachdem das Poltern zur Ruhe kam. Dann gelang es mir, einen Sparren wegzustossen, der mir die Brust eindrückte, aber ich vermochte nicht zu ertasten, warum mich das Bein schmerzte. Der Trübsinn hockt in den Lawinen und lähmt. Manchmal empfand ich dieses elende Sterben als Wohltat, weil ich keine Aussicht hatte, dich je zu bekommen. Dann aber bäumt sich das Leben wieder auf, will mit letzter Kraft das Unmögliche erreichen und muß doch elend nachgeben und vom Tod erdrückt werden. Sich vorstellen, daß sie dich vielleicht suchen, oder auch nicht. Nicht wissen, ob es Tag ist, ob ich die Sonne wiedersehen kann, ob dich. Wenn mich die Ohnmacht nicht in die Arme genommen hätte, das habe ich wohl den Schmerzen zu verdanken, der Wahnsinn hätte mich erwürgt. Seitdem weiß ich, was das Leben wert ist und erst das Leben mit dir, Christine. Wir wollen nicht mehr davon reden, Liebes. Gott hat mich leben lassen. Ich habe lange und nahe in sein Antlitz geschaut, er hat mir seine Allmacht und auch seine Barmherzigkeit tief in die Seele eingeprägt. Wir wollen uns immer in seinen Schutz stellen und darin bleiben.»

«Und wollen, was auch kommen mag, in Gottes Schutz zusammenbleiben», spricht das Mädchen, feierlich, wie ein Schwur und trocknete ihm mit dem feinen, bestickten Seidentüchlein den Schweiß von der Stirne.

Die Welt ist wieder kugelrund.

Am Tag darauf fühlte sich der Patient wie neu gestärkt. Er bat die Pflegerin, ihm einen Zeichenblock zu bringen, den sein Meister ihm geschenkt hatte, und trotz seiner unbequemen Lage empfand er Lust, einen Ofen zu entwerfen, der zu modernen Bildern paßt. Bis gegen Abend lagen schon verschiedene Blätter auf seiner Decke, die zusammen ein hübsches Bild ergaben.

Der Arzt kam zu einem kurzen Besuch herein, runzelte die Stirne und mahnte ihn, ruhig zu liegen. «Mit solchen Mätzchen vereiteln Sie alle Bemühungen der ärztlichen Kunst», sagte er und begann, die gefährlichen Stellen am Körper des Patienten zu überprüfen. «Spüren Sie denn nicht, daß Sie sich wundgerieben haben?» «Sie haben recht, Herr Doktor, es juckt ein wenig. Aber seit gestern bin ich in einer herrlichen Verfassung. Die Welt ist wieder kugelrung. Ich möchte spazieren gehen und jauchzen!» «Auch das ist natürlich wichtig», sagte der Arzt, «die Lebenslust ist unser bester Helfer. Was zeichnen Sie denn? Darf ich einmal zuschauen?» So kamen sie ins Gespräch. Gotthard berichtete von dem Besuch seines Meisters und wie ihm heute erst eine Idee für diesen Ofen eingefallen sei.

Der Doktor betrachtete die Blätter mit Interesse, dann legte er sie fein säuberlich zusammen und meinte: «Also für solche Künste ist es jetzt noch zu früh, mein lieber Herr, in zwei Wochen bringe ich sie wieder. Unterdessen zeige ich Ihre Entwürfe meiner Frau. Wir bauen vielleicht noch dieses Jahr ein Haus. Bis dann sind Sie ja voraussichtlich prächtig in Form. Wäre gar keine schlechte Idee, einen so hübschen, heimeligen Ofen in die Stube zu setzen. Ich bin nämlich eher ein altmodischer Mensch, wenn ich schon in meinem Fach jede neue Erfindung begrüße. Daheim bin ich gern in altvertrauter Umgebung. — Gute Nacht, und schlafen Sie wohl. Ich schicke noch die Schwester. Und jetzt vierzehn Tage mäuschenstill, verstanden!» Damit klemmte er die Entwürfe unter seinen Arm und ging lächelnd zur Türe hinaus.

Schöne Aufträge in Sicht, Lust zur Arbeit, tausend Pläne im Kopf und vierzehn Tage mäuchenstill liegen müssen, das war etwas viel für den stämmigen Mann, der sich gewohnt war, jedes Ding munter anzupacken. Aber auch diese zwei Wochen und dazu noch ein Monat gingen vorbei.

Die Amsel pfiff am frühen Morgen im Baum vor seinem Fenster. Und noch viel heller und lustiger sangen die Vögel im kleinen Gärtchen und im Ahornbaum ob

dem Hügelhaus, da Gotthard mit den Krücken seine Gehversuche machte. Hatte er im Spital alle Mittel der ärztlichen Kunst und Technik zur Verfügung und eine moderne ausgetüftelte Pflege, daheim witterte er eine andere Luft.

Wenn abends der Vater heimkam und vom Bau erzählte, so wie er es getan, da sie noch Kinder waren. Wenn Brigitt mit dem Velo dahergeradelt kam und die letzten Meter keuchend strampelte, ihm einen Apfel zuwarf oder ein witziges Wort. Wenn Stani mit seinen Schulheften herzurückte, um eine knifflige Frage zu stellen. Das war wieder ein Leben, prallgefüllt mit kleinen Freuden und eingebettet in die Heimatluft. Die Sorge der Mutter, ihn vor jeder Zugluft zu schützen, ihm den Frühstückskaffee nicht zu heiß zu bringen, ihre Ratschläge, das kranke Bein nicht zu übermüden. Dazu die Sonne, die jeden Morgen etwas früher über dem Grat aufstieg, den dunstigen Nebel verjagte und Blumen in die Matten zauberte. Der Fuchs, der nachts bellend am Haus vorbeistrich und das Käuzchen im Wald, je nach Wind und Wetter nahe oder heiser seine Rufe erschallen ließ. Trotz aller Schmerzen, hinken und humpeln, Gotthard war glücklich wie ein Hamster im Nest.

Und Kurzweil genug, bei dem freien Blick ins Tal, in die Berge, dorthin, wo am Abend der Gletscher in feurigem Rot aufleuchtete und dann in die Nacht hinein verblaßte. Oder wenn der Regen plaudernd durch den Kennel rann, an die Fenster trommelte, den Bach zum Murmeln und Kollern antrieb. Freilich gab es auch Tage mit außergewöhnlicher Kurzweil, da Brigitt ihren Freund heimbrachte, der so bezaubernd und raffiniert auf der Guitarre spielte und mit verschleierter Stimme dazu sang. Oder wenn gar der schwarze Onkel in seiner ursprünglichen Montur anrückte.

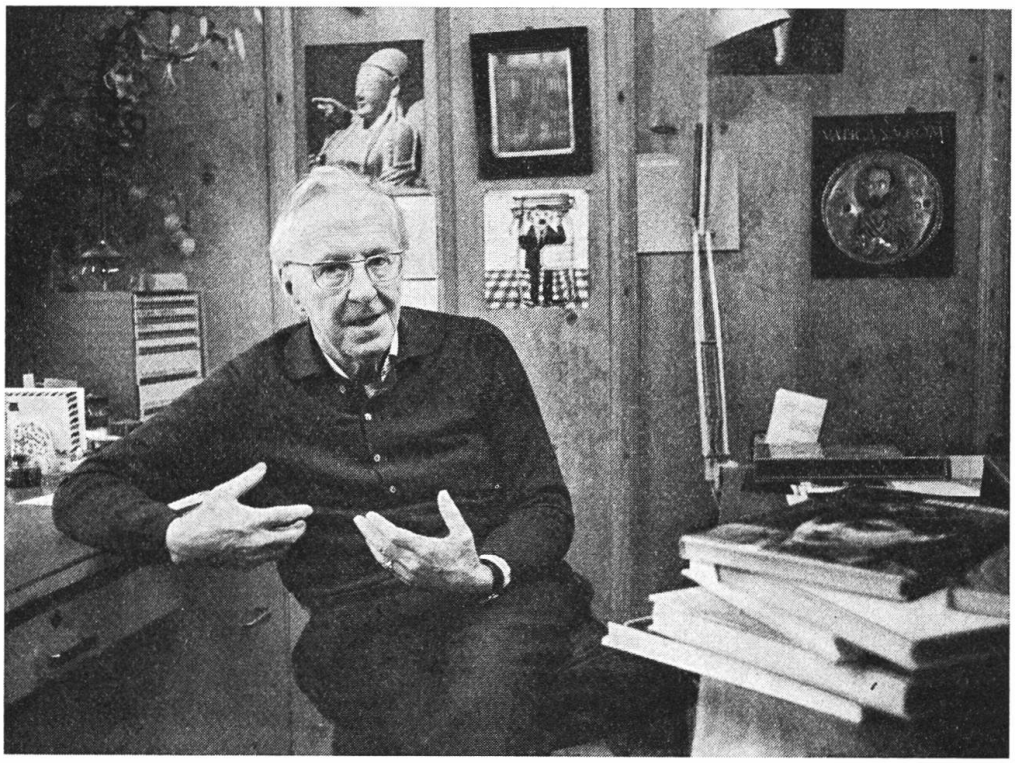


Foto: O. Steiner

Die Innerschweizer-Kulturstiftung würdigte das Schaffen des weltbekannten Photographen *Leonard von Matt* mit dem Kulturpreis 1976. Seine Bücher über große Heilige und über die Blütezeit hoher Kulturen im Mittelmeerraum wurden in viele Sprachen übersetzt und sind heute Kostbarkeiten öffentlicher und privater Bibliotheken.

Auch dieses Jahr kam er mit dem Firmawagen, packte seine Siebensachen aus, schlüpfte in die rabenschwarze Gewandung und musterte kritisch jede Ofentüre, ließ den Staubsauger brummen nach Schoren und Kratzen. Er stieg auf das Dach hinauf und kam wieder in die Küche hinab, wo das Glas Rotwein schon bereit stand, um den Staub aus der Kehle zu spühlen. Ein Schwatz mit der Mutter dazwischen, einige Notizen für den Vater mit verbrämter Hand auf einen Zettel hingeschmiert. Frohes Plaudern bei Tisch und dann das Plantschen und Spritzen unter der Tusche, das Keuchen und Husten und zuletzt die Verwandlung in den gutgekleideten, gepflegten Herrn, der sich gemütlich an den Tisch in der Stube setzte, lange bevor der Vater heimkam, mit der Mutter plaudernd und nun auch mit Gotthard, der mit seinen Krücken schon sehr gewandt umging.

«Dies Jahr bist du aber besonders elegant angezogen, siehst aus wie ein Hochzeiter, Jakob», sagt die Mutter, «einen getupften Fledermausbinder und hellgelbes Hemd, so verführerisch bist du hier noch nie aufgekreuzt.» «Habe ich mir in Bozen gekauft», prahlt er und befühlt den feinen karierten Stoff an seinem Rockkragen, «wenn ich im Restaurant sitze, um Neuigkeiten im Liegenschaftshandel zu erfahren, darf mir niemand den Kaminfeger anmerken. Und doch hat mir dieser Beruf einen gewaltigen Vorteil verschafft. Bei meiner Arbeit habe ich unbemerkt den Zustand jedes Hauses erkunden können. Habe mit den Dienstmädchen gesprochen, mit den Hausfrauen geplaudert. Sie haben mir über das Haus und seine Schäden, die spärlichen Verhältnisse, die stets hinter vornehmen Gehabe versteckt blieben, mehr Auskunft gegeben als sie geahnt haben.»

Mit dem Schalk im Auge erzählt er von seinem ersten Hauskauf, fast ohne Geld, von den schlaflosen Nächten, bis er einen Käufer fand und wie sich dann später dieser und jener im Geheimen an ihn wandte, um mit einem Verkauf ehrenwert drückende Schulden zu decken. Ein kluger Kopf, dieser schwarze Onkel, verschwiegen wie ein Kassenschrank und mit einem wachen Ohr, jederzeit bereit, einen Mißton oder einen Glodklang aufzunehmen. Aber immer ein schlichter, einfacher Mann geblieben, von seinen gesunden Grundsätzen nie abweichend, ist ihm der Erfolg nicht in den Kopf gestiegen. «Hätte ich nur in meiner Familie mehr Glück gehabt», klagt er, «würde ich gerne auf die Zinsen und Bankguthaben verzichten.»

«Bist wieder im Südtirol gewesen, hast wieder deine Anita gesucht?» frägt die Mutter, «kannst sie immer noch nicht vergessen?» «Sie ist immer noch meine Frau, auch wenn sie sich wie eine Maus verkriecht. Vielleicht komme ich doch noch einmal auf die richtige Spur. Kann man sich heutigentags ausdenken, daß Mutter und Sohn vom Erdboden verschwinden, ohne ein Lebenszeichen zurückzulassen? Heute, im Zeitalter der Computer, da jede Unze Gold registriert und kontrolliert wird. Ist doch ein Mensch unendlich viel mehr als Kisten voll Gold.»

Stani kommt von der Schule heim, setzt sich möglichst nahe zum schwarzen Onkel, schaut ihn mit seinen offenen, sauberen Bubenaugen neugierig an. Nur zu deutlich ist zu erkennen, wie er bald wissen möchte, was wohl der Onkel als Kram mitgebracht hat. Nach kurzem Geplänkel geht Jakob mit ihm zum Wagen hinaus, wirft ihm einen Fußball zu, aus weißem und braunem Leder, ein Wunder an Schönheit für den Bub. Stani wagt nicht, ihn auf den Boden zu bauen. An die Brust gedrückt, bringt er ihn in die Stube. Der Vater kommt von der Arbeit, hat sich schon den ganzen Tag auf den köstlichen Abend mit seinem Bruder gefreut. Brigitt taucht auf und verchwindet wieder, um der Mutter in der Küche zu helfen. Denn für heute soll ein währschaftes Essen auf den Tisch kommen.

Unter dem Ahornbaum und in der heimeligen Stube.

Der Sommer schickt seine Glutwelle übers Land. Die Fensterläden bleiben geschlossen. Mutter Marianne sucht den Schatten, den ihr der Ahornbaum freige-

big gewährt. Gotthard verlegt seine Turn- und Gehübungen in den Wald. Vorsorglich hat ihm die Mutter ein Feldsesselchen mitgegeben, damit er sich ausruhen kann.

Flickwäsche im Korb neben sich, sitzt sie unter den breiten Ästen und sieht ein Fräulein gemächlich daherschreiten, neugierig den Garten, das Mattli und das Haus betrachtend, kommt sie näher, will zuerst auf die Haustüre zuschreiten, steigt dann aber ruhigen Schrittes hinauf bis in den kühlen Schatten. «Grüß Gott, bin ich hier richtig?» frägt sie, «wohnt hier nicht ein Patient, der bei dem Lawinenunglück das Bein gebrochen hat?» «Das schon», nickt die Mutter, «er ist nur nicht eben zuhause, ist in den Wald gegangen, so heiß, wie die Sonne heute brennt. Warum? Kommen Sie von der Versicherung?»

Das Fräulein lächelt und sagt: «Nicht direkt! Ich interessiere mich aus einem andern Grund um den Patienten.» Frau Marianne nimmt das Flickzeug von der Bank, ladet das Fräulein mit der Hand zum Sitzen ein. «Warten Sie doch bitte, er wird bald kommen. Oder wollen Sie lieber ins Haus. Es ist hier so angenehm kühl.» Die Tochter in ihrem hellen Sommerkleid dankt und setzt sich neben die Frau und forscht: «Wie es scheint, macht er Fortschritte.»

Nun kann die Mutter, und was wäre ihr lieber, in allen Einzelheiten erzählen, wie es jeden Tag besser geht und für den Fall, daß das fremde Fräulein vielleicht doch etwas mit der Versicherung zu tun hat, versäumt sie nicht zu berichten, wie genau und gewissenhaft er täglich die vorgeschriebenen Übungen macht. Wie sie ihm die Bäder richtet. Nur eben mit dem Aussteigen aus der Wanne, das sei für ihn immer noch ein gewagtes Kunststück.

Sie kommen ins Plaudern. Frau Marianne entschuldigt sich, daß sie ihr noch keine Erfrischung gebracht habe. Aber die Tochter wehrt ab, das Sitzen unter diesem mächtigen Baum sei ihr Erfrischung genug. «Mir scheint fast gar», beginnt die Frau zu sprechen, «ja, wenn ich mich nicht täusche, Sie reden wie bei mir zuhause, in meinem Heimatdorf. Gerne höre ich diese Sprache wieder einmal. Bin lange nicht mehr dort gewesen. Zwei Brüder sind ausgewandert, meine Eltern sind beide schon lange gestorben. So habe ich dort keine Verwandten mehr. Ich komme ja auch nicht oft aus dem Haus, zum Einkaufen ins Dorf und bin froh, wieder heimzukehren.»

Vom Wald her sehen sie zwischen Haus und Hag hindurch einen Mann mit zwei Krücken daherkommen. Vorsichtig stellt

Vom Wald her kommt ein Mann auf zwei Krücken gestützt und zieht mit Schwung das Bein nach.

er die Stützen auf den Boden und zieht dann im Schwung das Bein nach. Ohne aufzublicken, um sicher zu sein, keinen Fehltritt zu machen, nähert er sich und verschwindet dann hinter dem Haus. «Ist das Ihr Sohn», frägt das Fräulein. «Ja, man sieht, daß er müde ist», antwortet die Frau, «ich habe ihn noch gewarnt, er soll sich nicht über die Kräfte anstrengen. Er geht sonst leichter und weniger verkrampft.»

Wie er aber wieder hinter der Hausecke auftaucht und zu den beiden Frauen hinaufschaut, da ist plötzlich jede Müdigkeit verflogen. Er bleibt stehen, schwingt seine Krücke in die Luft und ruft: «Christine, seh ich recht», und schwankt. Noch schneller als die Mutter fliegt das Mädchen zu ihm hin und hält ihn mit beiden Armen. Und weil die Mutter sieht, daß sich diese Umklammerung länger als notwendig nicht löst, merkt sie, daß das Fräulein wahrscheinlich doch nicht von der Versicherung gekommen ist. Sie steht, schaut, staunt und denkt: «Wie konnte ich auch nur so blind sein, die blonden Haare, die blauen Augen, die biegsame schlanke Gestalt und die weiche, wohllaute Stimme. Genau so hat mir sie Gotthard beschrieben.»

Was nachher geschieht, wie sie ihm hilfreich beistehen, durch die Türe zu kommen, ihn sorgsam in den Lehnstuhl betten, läßt auch die letzten Zweifel verfliegen. Tatsächlich, Christine ist ins Hügelhaus gekommen, ohne Umstände, ohne sich zu zieren. Sie sagt: «Ich habe es einfach nicht mehr ausgehalten. Endlich wollte ich doch sehen, wie das bei Euch in dem schönen Hügelhaus ist, wollte den großen Ahorn, das Mattli, die Blumen im Garten mit eigenen Augen erblicken und dem Vater, dem Peter, der Brigitt, dem Stani Grüß Gott sagen, von denen er mir so viel erzählt hat. Nun bin ich glücklich, daß ich mit seiner guten Mutter vorerst so herzig reden konnte. Nun schaut mich an, Mutter, und wenn ich Euch nicht gefalle, dann muß ich mir mehr Mühe geben, denn unser Versprechen, das können und wollen wir nicht lösen.»

Stani war ja schon immer der Vertraute Gotthards. Wie er jetzt aus der Schule kommt, tut er keineswegs erstaunt. Mit einem Griff in die Kräpflischale auf dem Tisch nimmt er mit dem unerwarteten Gast Tuchfühlung. Brigitt, eher kritisch, begrüßt Christine mit nettem Lächeln und bietet sich sogleich an, der Mutter die Sorge um das Nachtessen abzunehmen. Und der Vater, da er endlich kommt, von der Mutter schon im Hausgang abgefangen und unterrichtet wird, er verzieht sich in die Küche, spritzt und sprudelt mit Wasser und Seife, ruft nach den braunen Hosen und dem Sonntagshemd, geht in die Kammer, sucht seine schönste Tabakpfeife, greift nach dem Tabak, den er nur an festlichen Tagen raucht, fährt noch mit der Bürste über die Hosen und tritt erst dann in die Stube, da er erfrischt und sauber vor sich selbst bestehen kann.

Schweren Schrittes kommt er auf den Tisch zu und sagt: «Willkommen in meinem Haus! So, Ihr seid die Christine? Tapfer, wie ich gehört habe. Und gut siehst du aus. Wird wohl keine Beleidigung sein, wenn ich du sage. Hast eine schwere Zeit mit ihm durchgemacht. Aber ich sage dir, er ist es wert. Mutter, gib mir auch einen Schluck Wein, damit ich anstossen kann.»

Das tut er auch und schaut ihr offen ins Gesicht. Nicht das schöne Stück Speck, noch der Kuchen vermögen ihn davon abzulenken, immer wieder das Mädchen zu betrachten, das neben seinem Sohn sitzt und voll Glückseligkeit von ihrer Schulzeit erzählt, von der Jagrüti und von ihrer monatelangen Arbeit für den Kirchenbazar. Brigitt, die nach dem Abwasch in ihr Zimmer verschwunden ist, um ihren schönen goldenen Ring anzustecken und somit nicht nur ihre gepflegten Hände und rotlackierten Fingernägel präsentieren kann, wird im Verlauf dieses gemütlichen Abends mit ihrer zukünftigen Schwägerin auch vertrauter. Hätte Gotthard später nicht Christine für sich allein in Anspruch genommen, es wäre gewiß dazu gekommen, die beiden Mädchen hätten sich Geheimnisse abgelauscht und bis in die Nacht die Köpfe zusammengesteckt. Weil aber Gotthard noch der Ruhe bedarf und sorgfältiger Schonung, übernimmt Christine noch für eine Stunde die kundige Betreuung.

Wenn erfahrene Männer ihre Köpfe zusammenstecken.

Den fruchtreichen Herbst, den vielfarbigen Wald, das fallende Laub, sah Gotthard wieder durch ein Spitalfenster. Nochmals war ein kühner Eingriff des Chirurgen notwendig geworden. Wieder lag er mit Schmerzen in den Kissen und wurde von guten Menschen behütet und gepflegt. Wieder sann Gotthard in den langen Nächten über seine Zukunft nach. Was er an Geld erspart, hatte er seinem Vater gegeben, in sein Hügelhaus gesteckt. Der Unfall hatte den Rest noch aufgebraucht. Die volle Arbeitsfähigkeit lag noch in ungewisser Ferne. Er zweifelte nicht daran, daß ihm Christine die Treue halten würde. Aber konnte er sie auf Jahre hinaus an das Versprechen binden? Durfte er eine Familie gründen ohne jeden Rückhalt? Wie hatte er sich über seine Fortschritte gefreut. Wie groß war seine Freude gewesen, da er die Krücken in die Ecke stellen und nur auf einem Stock gestützt durch den Wald laufen konnte. Ob diese zweite Operation die Kraft herbeizaubern würde, die er für seinen Beruf unbedingt brauchte. Solche Gedanken quälten ihn in den unendlich langen Nächten.

Bei der Arztvisite am vierten Abend nach der Operation sagte der Arzt zu ihm: «So, mein lieber Herr, nun gehts endgültig aufwärts. Meine Arbeit ist getan und gelungen. Jetzt brauche ich noch Ihre Geduld, Ihre Zähigkeit und den Mut zum vollständigen Erstarken. Ich brauche Sie. Wir bauen im Frühling unser Haus und dahinein kommt der Ofen nach Ihren Entwürfen. Meine Frau freut sich schon auf die wohlige Wärme. Also machen Sie noch eine gute Kur und dann eine flotte Arbeit.»

Mager geworden saß er im hohen Lehnstuhl. Seine Frau brachte dem Gast Wein zum guten, alten Spalenkäs.

Aus diesem Zutrauen wurden die Nächte für Gotthard leichter und die Tage des prunkenden Herbstes vergoldet.

Die ersten Wintertage verbrachte Gotthard in den Bergen. Die Versicherung hatte eine strenge Badekur angeordnet. Auch dies ließ Gotthard über sich ergehen, freute sich aber an der prachtvollen Schneelandschaft, der herrlichen Sonne und an den Wanderungen auf dem knirschenden Schnee. Die Heilquelle spendete ihm neue Kräfte. Nach Vorschrift sollte er nach seiner Heimkehr noch drei Wochen ausruhen. Kaum aber war er zuhause, rief ihn der Meister zu sich, nicht in die Werkstatt, sondern in seine Kammer hinauf, wo er an einer Lungenentzündung erkrankt, mit Fiebern im Bett lag.

«Du brauchst nicht den ganzen Tag zu schaffen» stöhnte er, «wenn du mir nur die Arbeiten überwachst und für einen geregelten Betrieb sorgst, dann bin ich zufrieden.» Ein Kunststück, das Gotthard nicht zustande brachte. Im Betrieb herumsitzen, während der gute Meister mit der Krankheit rang. Er wollte ihm doch jeden Abend einen guten Bericht bringen können, Ärger ersparen und dafür sorgen, die Kunden zufrieden zu stellen. Dabei spürte er, wie ihm die altvertraute Arbeit wohltat, just in dieser Zeit, da von allen Seiten Bestellungen eintrafen und dringliche Anrufe kamen. Noch fühlte er sich abends müde und zerschlagen, und das Bein verwehrte ihm halbe Nächte den Schlaf. Nach zwei Wochen jedoch war er munter wie zuvor und achtete nicht mehr auf den Stundenschlag, der den Feierabend ankündigte.

Der Winter führte ein strenges Regiment, mußte aber doch den länger werdenden Tagen und der Nacht des Föhns weichen. Die Sonne lockte das Grün aus dem Boden und die Blumen. Junge Kraft stieg in die alten Bäume. Nur der Husten und die Brustschwäche wollte nicht vom alten Meister weichen. Wohl kam er dann und wann in die Fabrik, setzte sich an seinen langen Tisch, überprüfte die Rechnungen und die Arbeit, die nun seine Frau, wie in früheren Jahren, für ihn besorgte. Bald aber mußte er wieder mit Husten kämpfen und den Weg über die Gasse zu seinem Haus gehen, gebückt und unsicher, der Schwäche nachgeben.

Nach einer mühseligen Nacht griff der Meister zum Telefon, rief Jakob an und bat ihn, baldmöglichst zu ihm zu kommen, nicht in die Werkstatt, wie gewohnt, sondern in sein Haus.

Mager geworden und zusammengesunken saß er im hohen Lehnstuhl, da Onkel Jakob in die Stube trat, ihn begrüßte und zu ihm an den Tisch saß. Alsogleich brachte die Frau Gläser und eine Flasche Wein, alten Spalenkäs und Brot und sagte: «Das kann er noch am besten ertragen, helft ihm ein Glas trinken.» Dann zog sie sich lautlos zurück. Jakob sprach vom bösen Winter, von der rauhen Luft, den schweren Föhnnächten und daß es nun wohl bald wieder besser kommen werde. Meister Bernhard ging nicht darauf ein. Er sagte: «Wenn's gut kommt, ist recht, sonst bin ich froh, daß du auf meinen ersten Anruf gekommen bist, Jakob.»

Immer wieder vom Husten unterbrochen redete er weiter: «Du hast schon manchen Kauf und Verkauf getätigt. Ich habe Vertrauen zu dir und kenne dich seit Jahren. Schon lange hat sich eine Firma in der Stadt für meinen Betrieb interessiert, hat mir auch eine Offerte gemacht. Ich will sie dir zeigen und dich fragen, was du meinst.» Damit schob er ein Schriftstück zu Jakobs Glas hin und wartete geduldig, bis der Freund die Seiten bedächtig durchgelesen hatte. Der Leser blätterte zurück, suchte da und dort eine Stelle, um sie sich besser ins Gedächtnis einzuprägen, strich mit der Hand über seine Stirne und sagte dann aufblikkend: «Bernhard, du hättest rechtzeitig auf einen modernen elektrischen Ofen umstellen sollen. Das hast du verpaßt. Aber dieses Angebot ist eine Frechheit. Rechne den Bodenpreis und all das, was an deinem Betrieb erstklassig ist und dazu deinen guten Namen, das Vertrauen deiner Kunden. Mit dem allein kommst du auf einen bedeutend höheren Preis. Diese Firma will dir deine Fabrik abluchsen, den Betrieb auflösen, das Grundstück verkaufen und die Kundschaft einheimsen. Was du brauchst, ist ein Mann, der die gute Tradition fortsetzt, die seit deinem Vater gewachsen ist. Du hast dich auch zu lange mit deiner Buchhaltung herumgeschlagen. Heute übergibt man dies und die Nachkalkulationen dem Spezialisten, der besorgt das nicht gerade für ein Trinkgeld, aber mindestens um die Hälfte von dem, was du damit vertrödelt hast. Den ganzen schriftlichen Ballast kannst du besorgen lassen. Bei dir wird doch das allermeiste Aug in Aug, von Mann zu Mann verhandelt und so soll er bleiben. Nein, auf dieses Angebot darfst du nicht eintreten, da weiß ich dir einen besseren Rat.»

Bernhard hatte gespannt zugehört, sogar der Husten hatte ihn in Ruhe gelassen, so gierig hatte er den Worten Jakobs gelauscht. Den Kopf aufgerichtet und mit

glänzenden Augen begann er nun zu reden: «Ich will dir sagen, diese Offerte hat mich erschlagen. Schon lange würge ich daran. Mir liegt nicht so viel am Geld. Mein Sohn ist in Amerika, hat dort geheiratet und ist auch nicht arm. Und was wir zwei alte Leutchen noch brauchen, ist längst bereitgestellt. Ich will aber nicht, daß das Ansehen, das wir errungen haben, der gute Name, der in so manche Ofenkachel eingebrannt ist und die Werkstatt, aus der sie gekommen sind vom Erdboden verschwindet. Darin liegt ein Stück Berufsehre! Ich weiß, daß du dafür Verständnis hast. Gib mir einen guten Rat, wie du sagst.»

«Mein lieber Bernhard», sagte Jakob, «auch wenn dich der Husten plagt. Dazu brauche ich aber ein Räuchlein vor der Nase.» Umständlich suchte er in seiner Tasche nach Pfeife und Tabak, begann umständlich zu stopfen, wiegte den Kopf hin und her, legte die Pfeife, ohne sie anzuzünden, neben sein Glas und sprach: «Wir wollen nicht lange drum herumreden. Du meinst jetzt, der Tod halte dich schon in den Klauen. Ich sage dir, du hast noch viel Kraft, aber du darfst sie nicht vergeuden. In zwei Monaten stehst du wieder wie ein Kapitän in deinem Betrieb. Verpachte die Fabrik einem tüchtigen Mann, der dein Vertrauen besitzt und dir mit einer Hinterlage Sicherheit bieten kann und mach mit ihm einen Kaufvertrag für den Fall, daß es dir schlechter geht. Dann bist du deine Sorgen los und kannst sozusagen die Fabrik in der Hand behalten, wenn er dich enttäuscht. Den Mann, den du als deinen Nachfolger brauchst, den bringe ich dir noch am heutigen Tag hier in die Stube hinein. Und für die Hinterlage und einen guten Kaufvertrag zu rechtem Preis, dafür sorge ich.» «Du meinst deinen Neffen, Gotthard?» frug der Meister. Jakob stemmte beide Hände auf den Tisch und sagte ernst: «Er ist nicht nur mein Neffe, er ist aber auch mein Göttibub! Für den stehe ich ein, auch wenn ich mein bestes und schönstes Mietshaus verkaufen muß.»

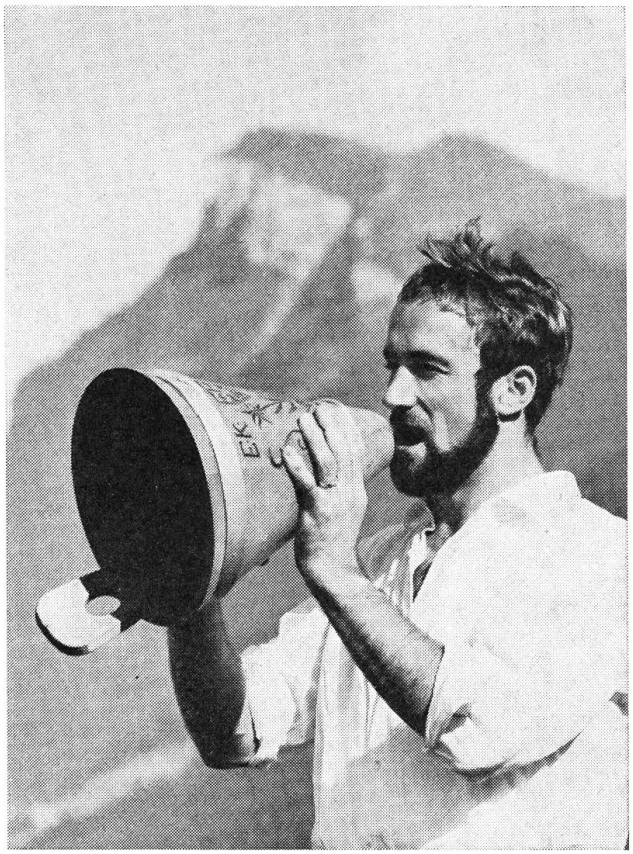


Foto A. Odermatt

E Bätruef vor um Niderbaije.

Solche Worte, eine so kräftige Sprache wurde an diesem Vormittag in des Meisters Stube gesprochen, dann wurde erst noch gerechnet und geschrieben. Und wer etwa vermutet, Meister Bernhard hätte dabei einen Schwächeanfall verkraften müssen, ist auf dem Holzweg. Mit jedem Stundenschlag saß er robuster am Tisch und aß mit Vergnügen und großem Appetit mit Jakob zusammen, was die gute Frau aus der gut geführten Küche brachte.

In die Höhle des Löwen.

Eine solche Besprechung hinter verschlossenen Türen, ohne fremde Zuhörer in vertrauter Übereinstimmung, wie kann nur ein Laut davon an die Öffentlichkeit dringen. Und doch munkelten die Leute davon, Meister Bernhard habe im Sinne, seine Fabrik an einen Auswärtigen zu verkaufen. Plötzlich war man behördlicherseits besorgt, der Betrieb könnte verlegt werden, die Arbeitsplätze seien nicht mehr gesichert. Wie wenn in ein Wespennest gesto-

chen wird, so gramselte und surrte es in den Köpfen, wurde getuschelt, gemunkelt und gewarnt.

Balz, der treue Dienstkamerad, tauchte eines Abends in der Werkstatt auf und schnüffelte im Lager herum, wollte auch in die Töpferei hineinschauen, setzte sich dann auf einen Hocker, zerkaute einen Stumpen und begann davon zu reden, in der Jagrüti sei der Teufel los. Der Ratsherr habe in der Wirtschaft von Gotthard gesprochen, der seiner Tochter Christine schöne Augen mache und mit einer halbverstörten Kunstgewerblerin herumziehe, wenn dieser lahme Krüppel ihm einmal über den Weg laufe, breche er ihm alle heilen Knochen.

Frau Berta von der Sennweid telefonierte mitten am hellen Tag, verlangte Gotthard an den Apparat und sagte ihm, er solle endlich einmal in der Jagrüti vorsprechen und Vater Johann reinen Wein einschenken, sonst seien alle ihre Bemühungen umsonst. Mit seinen Sticheleien quäle er seine Frau noch zu Tod.

Vater Verekund im Hügelhaus lief auch jeden Abend wie ein Bär hinter Gittern im Haus umher, bis ihm eines Abends der Kragen platzte und er den heimgekehrten Sohn mit den Worten anfauchte: «Bist du eigentlich übergeschnappt! Jetzt habe ich mir die Dinge durch den Kopf gehen lassen, während der Arbeit und in der Nacht. Ich weiß, was es heißt, einen Betrieb anständig und rentabel zu leiten. Ich kann das jede Woche bei meinem Meister sehen, wie er mit seinen Sorgen fertig werden muß. Und dann, wenn du Schulden hast bis über den obersten Ziegel hinaus und dich die Banken plagen, dann wärest du noch so gern wieder ein ehrlicher Arbeiter, den Lohn im Sack, den freien Tag und jedem, der kommt und geht offen ins Gesicht schauen und grüß Gott sagen. Ist der Grössenwahn bei dir ausgebrochen? Ich kann dir ehrlich sagen, mir wird Angst. Schon deine Ausbildung, die nie enden wollte, immer noch mehr und mehr, und jetzt auf einmal Fabrikherr ... mit leeren Händen. Ich sage dir, das nimmt ein schlimmes Ende!»

All die offenen und versteckten Mahnungen und Warnungen brachten Gotthard nicht dazu, in trübe Gedanken zu versinken. Die dringlichen Arbeiten nahmen ihn voll in Beschlag. Statt den Mut sinken zu lassen, geriet er eher in eine Art Trotz hinein.

Am Sonntag nach dem Gottesdienst telefonierte er in die Jagrüti und frage, ob er nachmittags zu einem kurzen Besuch kommen könne? Wann ungefähr der Herr Ratsherr zu treffen sei?

Mit dem Wagen seines Meisters fuhr Gotthard durch den Wald. Neben der Scheune stellte er ihn in den Schatten. In seinem besten Anzug und besten Schrittes ging er auf die Haustüre zu, schlug kräftig mit dem Klopfer an und hörte, wie der Riegel aufgezogen wurde.

Da er die Treppe hinaufstieg, wurde er von Christines Mutter begrüßt und in die Stube geführt. Allein am Tisch sitzend, konnte er den blitzblanken Boden, das seidig glänzende Täfer, das Nußbaumbuffet mit allen Verzierungen betrachten und auch seinem heftigen Herzklopfen zuhören. Das Kruzifix in der Ecke in einem goldverzierten Glasschrein, die Ölgemälde an der Wand, Ahnenbilder in alten Trachten, die Kommode, geschweift und mit schönen Einlegearbeiten verziert, all dies sah er mit Bewunderung und mit Staunen.

Seine Selbstsicherheit wurde etwas gedämpft. Nie hatte Christine von so prächtigen Möbelstücken, einer derart kostbaren Stube gesprochen. Die Worte, die er sich zurecht gelegt hatte, paßten ihm nicht mehr recht hierher.

Endlich hörte er Schritte, sah die Türe aufgehen. Erschreckt erhob er sich und gewahrte, daß nicht der gefürchtete Vater erschien, sondern die Mutter, die ihn begrüßt und hereingeführt hatte. Sie bat ihn, noch einen kurzen Augenblick zu warten, ihr Mann werde bald kommen. Und leise schloß sich die Türe wieder. Gotthard fühlte sich wie in einem Schwitzkasten. Diese Beklemmung hatte er von seiner Heilquellenkur noch in guter Erinnerung. Und doch war die Bedrückung viel mächtiger, beengte nicht nur seinen Leib.

Mit unendlich gütigem Lächeln schaute das Bild der Muttergottes von der Wand auf ihn herab. Dort blieben seine Augen haften. Eine Männerstimme war zu hören, leichte Tritte von Frauenschuhen, die sich entfernten, dann wurde die Türe von kräftiger Männerhand aufgestossen, und im Türrahmen stand der Ratsherr, ernst und gewichtig in dunkeln Hosen und einem weißen Hemd, den Kragen geöffnet. So wie der Hausherr den Sonntagnachmittag verbringt.

Christine . . .» «Ich habe sie fortgeschickt, sie weiß nicht, daß Ihr da seid», unterbrach er die Rede des jungen Mannes. «Christine und ich», begann Gotthard wieder zu sprechen, «wir möchten mit Ihrem Einverständnis in Ehren unsere Bekanntschaft weiterführen. Wir haben uns lieb und wollen, wenn uns das Glück hilft, eine Familie gründen.» Mit strengem Blick schaute der Ratsherr in das Gesicht Gotthards. Hatte er bisher des jungen Mannes Worte jedesmal unterbrochen, ließ er jetzt eine gute

Während Gotthard das Muttergottesbild und ringsum die schönen Möbel betrachtete, trat der Ratsherr in die Stube.

Gotthard erhob sich, ging ihm entgegen und begrüßte ihn mit ausgestreckter Hand. Nach einem kurzen Zögern wurde ihm eine kühle Hand gereicht und die Frage gestellt: «Ihr wünschet mich zu sprechen?» Der junge Mann wollte sich höflich vorstellen, wurde aber unterbrochen: «Ich kenne Euch. Ihr habt doch in der Sennweid den Ofen geflickt. Den hätte man besser herausgerissen. Was führt Euch hierher in mein Haus? Nehmt Platz!»

Als Soldat gewohnt, zähneknirschend zu gehorchen, setzte sich Gotthard auf den Stuhl und wartete bis der Rasherr auf die Bank gerutscht war, dann sagte er: «Ich sehe, Sie sind nicht ein Mann vieler Worte. Darum will ich gleich mein Anliegen vorbringen. Ich komme wegen Ihrer Tochter

Weile verstreichen, bis er zu reden begann: «Ihr seid Ofner und bei Meister Bernhard im Dienst. Was Ihr könnt, habt Ihr in der Sennweid zur Schau gestellt. Und was sonst noch?»

Mühsam beherrschte Gotthard den aufsteigenden Zorn, konnte sich aber in der Gewalt behalten und ohne ein Zittern in der Stimme entgegnete: «Ich bin gut ausgebildet, ein Handwerker mit vorzüglichen Zeugnissen und habe das volle Vertrauen meines wohlangesehenen Meisters.»

«Und so viel ich weiß», sagte der Ratsherr mit höhnischer Miene, «seid Ihr bis heute noch nicht aus der Versicherung entlassen. Und in dieser Ungewißheit wagt Ihr hierher auf die Jagrüti zu kommen und mir eine Heirat mit Christine abzutrotzen. Gut

ausgebildet, ja, eingebildet seid Ihr! Das sag ich Euch. Ich habe für meine Kinder zu sorgen, und wenn sie den Verstand verlieren, habe ich sie zu behüten, das ist meine Pflicht. Und jetzt wißt Ihr Bescheid!»

Diese Worte kamen hart über den Tisch und so, als ob es seine letzten sein sollten. Ob die gütig lächelnde Madonna an der Wand ein Erbarmen ausstrahlte, ob der heilige Florian, der Patron der Ofenbauer, eingegriffen hat, wir werden es nie erfahren. Vor dem Haus ertönte ein lautes Signal und Kindergeschrei. Aus einem mächtig großen Auto sprangen ein kleiner Bub und ein Mädchen. Sie trippelten eiligst die Stiege hinauf, stürmten in die Stube und riefen: «Großvater! Großvater!»

Diesen Ansturm vermochte auch der härteste Kommandoton nicht aufzuhalten. Der Bub sprang auf die Bank und schlüpfte unter einen Arm, das Mädchen erkletterte sein Knie und rief: «Most, Großvater, ich habe Durst!» Hinter ihnen nach kam Elisabeth, ihre Mutter, begrüßte den Vater, erahnte die gedrückte Stimmung in der Stube, wollte die Kinder einsammeln und hinausführen. Dann erst sah sie den Besucher ins Gesicht. «Ei, was seh ich», sagte sie erstaunt, «Gotthard, endlich hast du es gewagt. Wäre schon lange an der Zeit gewesen», damit legte sie dem finsteren jungen Mann liebevoll den Arm auf die Schultern, «du bist aber wieder gut beinand, frisch und stark, das freut mich aber mächtig.»

Was niemand im Haus gewagt hätte, Elisabeth holte Gläser herbei, schenkte den durstigen Kindern ein und auch dem Gast und dem Vater, der sich der krabbelnden und zappelnden Kinder nicht erwehren konnte. Zwischen den Kinderhänden hindurch, die ihn am Schnauz zupften, die Wangen streichelten, die Haare verstrubbelten, sagte er laut und erbost: «Also ein Techtelmechtel hinter meinem Rücken!»

Elisabeth setzte sich zu ihm auf die Bank. «Nein, kein Techtelmechtel, Vater. Ein Glücksfall, daß ich gekommen bin, um dir zu sagen, daß die Liebe mehr wert ist, als jede Menge Geld. Das kann ich dir aus eigener Erfahrung sagen. Und ich gehe hier nicht fort, bis dein Zorn verraucht ist, denn du bist gar nicht so bös, wie du tust. Im Grunde bist du ein lieber und guter Vater. Auch das weiß ich aus Erfahrung.»

Wenn der Onkel in der Pfeife grübelt.

Zuerst wollten Gotthard und Christine die alte Wohnung des Meisters in der Fabrik herrichten. Seit er vor vielen Jahren dort ausgezogen war, hatte sich vielerlei aus dem Lager, aus dem Büro, Kacheln und alte Messingtürchen dort angesammelt. Sie lag im Obergeschoß des Hauptgebäudes. Mäuse, Fliegen und Spinnen schätzten diese ungestörte Ruhe.

Gotthard wollte die Großmut des guten Onkels nicht noch mehr in Anspruch nehmen, und Christine war damit einverstanden. Die schweren Stücke und das Gerümpel waren bereits entfernt. Nun sollte der schadhafte Boden gereinigt, die verstaubten Wände geputzt werden. Christine kam für einen Tag, um das Gröbste in Angriff zu nehmen. Mutig, aber auch mit Wehmut ging sie an die Arbeit, betrachtete die blinden Fensterscheiben, die braunen Flecken an der Decke und dachte daran, daß in diesen Jammerzimmern ihr junges Glück einziehen sollte. Gotthards Mutter kam ihr zuhilfe und tröstete sie: «Da wir unser Haus gebaut haben, sind wir auch in den Rohbau eingezogen, haben die Betten an die rauhen Wände gestellt, den Bub in einer Hängematte untergebracht, weil der Boden noch nicht trocken war und haben gelacht vor Glück, ein eigenes Dach über dem Kopf zu haben.» Aber so recht wohl war ihr nicht bei diesen Worten.

Vater Verekund kam am Abend und meinte, beonders viel sei noch nicht zu sehen von dem Tagwerk der beiden Frauen, prüfte mit Kennerblick alle Spälte und Risse. Der alte Meister bemühte sich die Treppen hinauf. Sprach davon, wie viele Jahre er in diesen Zimmern gehaust habe und zufrieden gewesen sei, weil er vor lauter Arbeit nicht daran denken konnte, etwas zu verändern. Rostig die Wasserhahnen, schief und zersprungen der Schüttstein!

Kopfschüttelnd ging er vondannen und vorsichtig die Stiege hinab.

Da der Stubenboden nach Tagen schon einen Schimmer von Glanz aufwies, und die Sonne durch blitzblanke Scheiben hereinstrahlte, kam der schwarze Onkel zu den Putzfrauen hinauf, marschierte durch die Räume, an Waschlappen und Putzkesseln vorbei, klopfte an die Wände, öffnete die Fenster und tastete den Fugen nach. Dann blieb er vor den beiden müden Frauen stehen und sagte: «Das wird ein Archiv, dort drüben werden Gestelle aufgerichtet für die Pläne und Zeichnungen, hier kommen jetzt zuerst die Kisten mit den schönen Kacheln des Prunkofens hinein, ein Sicherheitsschloß und dann wird zugemacht. Kommt, schlüpft aus euren Schürzen, wir gehen zum Meister hinüber, ich habe eine Idee.»

Da Gotthard von auswärts nach Feierabend zurückkam, fand er in des Meisters Stube eine gemütliche Tafelrunde bei Kuchen und Kaffee, Christine und seine Mutter, Frau Meisterin mit ihrem Herrn Gemahl und Onkel Jakob unten am Tisch. Aus seiner Pfeife stieg hellblau ein Räuchlein zur Decke auf und dieses schien des Meisters Brust keineswegs zu reizen. Gemütlich schmausend sagte er: «Diese Wohnung instand zu stellen, das verschlingt eine Menge Geld. Wir wollen es lieber für etwas Besseres verwenden. Nun sind die gegenseitigen Verträge zu allseitiger Zufriedenheit gut unter Dach. Jetzt soll auch noch das junge Paar gut unter Dach kommen, das ist der nächste Schritt. Gotthard, den Zins für mein eingesetztes Kapital kannst du mit deiner Arbeit und deinen Gesellen gut zusammenbringen. Wenn ich dir ein kleines, hübsches Heim finde, in dem natürlich auch zwei drei Kinder für den Anfang Platz finden, wird dich dieser Hauszins nicht erwürgen.»

Gotthard fand bei seiner Heimkehr in des Meisters Stube eine gemütliche Tafelrunde bei Kaffee und Gugelhupf.

Schon begannen Christines Augen zu leuchten, schon schob sich Frau Mariannes Kopf in die Höhe, nickte die Meistersfrau zustimmend und huschte ein weises Lächeln über Bernhards Mund. Onkel Jakob grübelte in seiner Pfeife, steckte ein Zündhölzchen in Brand, blies den Rauch zu Christines blonden Haaren hinüber und sprach mit listigem Blick: «Ich habe schon Ausschau gehalten, nicht weit über dem Dorf steht ein Häuschen mit guter Zufahrt, das wäre ein Nestchen für euch beide. Ich habe schon längst daran gedacht, am Wochenende für eine Nacht aus der stickigen Autoluft meiner Gasse zu fliehen. Im oberen Stock wäre gerade recht Platz für mich,

Küche, Bad und zwei nette Zimmer. Da könnte ich meinen Sonntag in Stille verschlafen. Der Wind streicht dort erfrischend talauf. Ich werde euch nicht dreinreden und nicht stören, bin ja auch nur für kurze Zeit im Haus, aber doch gewiß zur Stelle, wenn ihr mich brauchen könnt. Ich kann auch gut einen kleinen Bub oder ein Mädchen zu mir heraufnehmen, wenn es die ersten Zähne bekommt und märterlich weint. Ich habe einen solchen Bub auch in den Schlaf gewiegt vor langer, langer Zeit. Also, wenn ihr nichts dagegen habt, dann kümmere ich mich um das Häuschen und gebe euch rechtzeitig Bericht.»

Christine konnte ihre große Freude nicht mehr bezähmen. Sie sprang auf, legte dem Onkel beide Arme um den Hals und küßte ihn auf beide Wangen. Sie hätte ihn auch umarmt und verküßt, wenn er voll Ruß aus dem Kamin herabgekrochen wäre.

Das Werk zarter Frauenhände.

Der neue Ofen stand behäbig in der großen Stube des Arzthauses, strahlte wohlige Wärme aus. Im milden Glanz der Kacheln spiegelten sich die Lichter, und die leuchtenden Ornamente am Fries krönten das gelungene Werk. Draußen tobten die Novemberstrme, fegten die Straßen, brachten die hohen Pappeln ins Schwanken und rissen die letzten Blätter von den Zweigen, wirbelten sie über Haus und Dach hinweg und jagten sie in Brunnen und Gärten. Jetzt war die behagliche Wärme wert und lieb.

Ein anderer Ofen, ehrwürdig und prunkhaft, kunstvoll gegliedert und überhöht von einem reichverzierten Aufsatz wuchs unter Gotthards Händen empor. Seit Jahrzehnten hatten sich Behörde und Volk darum bemüht, das älteste Gebäude im Land wiederherzustellen, die ausgetretenen Stufen der Wendeltreppe zu erneuern, die alten Balken aus den Verschalungen zu befreien, verständnislos eingesetzte Wände zu entfernen und den Gemächern ihr ursprüngliches Ebenmaß wiederzugeben. Im Festsaal, der in früheren Zeiten oftmals vornehme Herren mit goldenen Ketten, zierliche Damen in Seide mit Litzen zu üppigem Speisen und fröhlichem Tanz eingeladen hatte, sollte dieser Ofen als Zeuge edlen Kunstsinns und feiner Manieren stehen, überdacht von einer wuchtigen Kassettendecke, an der feingliederige Leuchter blitzten. Mit einer Sorgfalt, wie die Mutter aus dem Auge des Kindes ein Häärlein wischt, strich Gotthard die Fugen glatt, behütete er den weichen Glanz der Glasur und schützte die Ränder vor Schaden.

Und da das Werk geschaffen war, als Meisterwerk gerühmt und begutachtet wurde. Der Schnee an den Hängen gewichen und junges Grün aus dem Boden erstanden war, schritt Christine mit großen Schachteln beladen den Weg vom Dorf zu dem Holzhaus hinauf, stieg die Steinplattentreppe empor, zog den Hausschlüssel aus der Tasche, öffnete und trat ein.

Dann begann das Werk zarter Frauenhände, weiße duftige Vorhänge mit Rüschen aufzuspannen. Noch fehlten die Betten, die Kredenz in der Stube, der bequeme Lehnstuhl für den müden Mann nach Feierbend. Aber ein Tisch war da und die Truhe aus ihrer Jungfernkammer, sodaß sie die zarten Gewebe ausbreiten konnte.

Wie schnell so ein Nachmittag vergeht im Zurüsten des eigenen Heims, kein Hunger stört den Frieden und kein Durst. Jeder Schritt hallt durch die Zimmer und trägt sie der langersehnten Stunde näher. Und da der Ofenbauer von seiner Werkstatt aus einen Blick hinaufwirft und die Fenster im Haus am Hang erleuchtet sieht, legt er das Werkzeug nieder, rüstet sich und schreitet beschwingt hinauf.

Er findet seine Geliebte still an der Arbeit, tritt leise ein, umfängt die liebe Gestalt und verschwendet an sie alle Zärtlichkeit. Und da der erste Durst und Hunger gestillt ist, sie beide auf der Truhe sitzen, Hand in Hand, in die nächsten Wochen hineinträumen, erhebt sich Christine von einem Gedanken belegt und sagt: «Steh auf, du wirst staunen.» Sie öffnet die hübsch bemalte Truhe und lacht: «Schau, was ich mitgebracht, was ich mir ausgedacht habe.» Achtsam hebt sie eine Hülle

aus zartem Seidenpapier heraus, trägt sie zum Tisch und während sie behutsam öffnet, kommt jene Vase zum Vorschein, die sie vor Jahren am Kirchenbazar gekauft hat. Die Blumen und Ranken treten in ihren zarten und satten Farben hervor und Gotthard hört, wie Christine liebevoll spricht: «Wenn wir von der Hochzeit zurückkommen, einziehen in unser schönes Heim, dann soll diese Vase mit einem Strauß Frühlingsblumen hier auf dem Tisch uns begrüßen.»

D'Laiwi

Am Wägli und im Bächli nah
da nickid Bliämli rot und blai,
wo d'Sunne friäh scho ane cha
und dett im Laib vom Wäldli ai.
Nur dobe tued's nu schniije,
nu meh druf ane ghiije.

Dr Feehn isch nächti ineghiid,
hed d'Wolke suiber uise ta.
Wo Schnee nu a de Hiife liid,
da striichd er a de Hänge nah.
Er chund mid Bruis und Toosse
cho tricke-n-und cho stoosse.

Und etz, wo d'Sunne uifegahd,
mid Glanz dr goldig Schiin verstreid,
scho wiit ob allne Gräte stahd,
a jede Tosse Wermi leid.
Da tued's im Schnee rumoore
mid Rutsche und mid Schoore.

Diä Laiwi schiäßd mid Tiifels Gwalt
i Grab-n-und nu drubert uis
i d'Alp durab und ohni Halt
uf Gäde zue und uber's Huis.
Und isch nu ebber dinne,
cha chuim im Tod ertrinne.

J. v. M.